This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

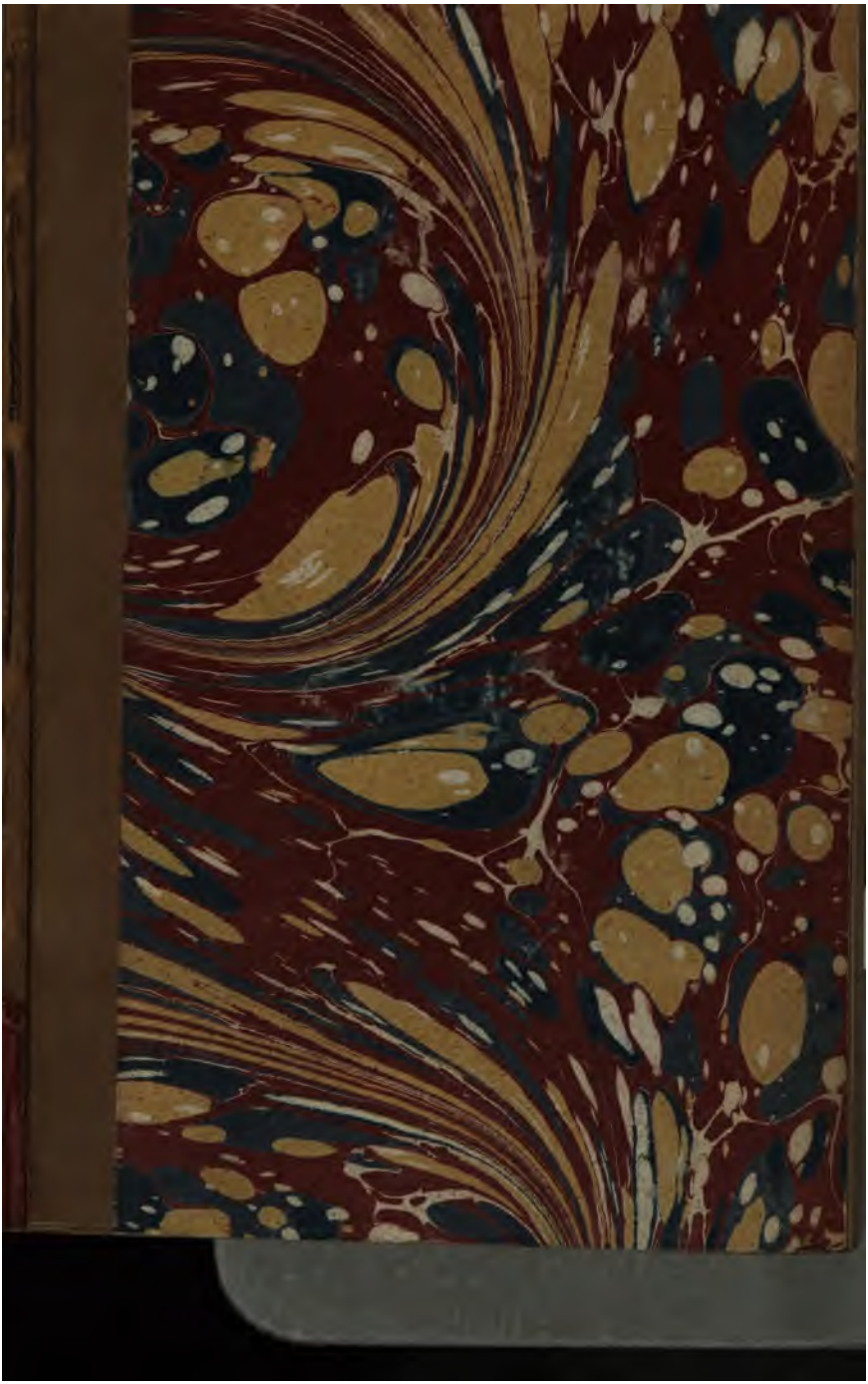
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600026193R

Eduard Johann Assmuth

Pastor zu Torma-Lohhusu.

Eduard Johann Assmuth

Pastor zu Torma-Lohhusu in Livland.

Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche

und

ein Beitrag zu der Geschichte dieser Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut.

Von

einem Freunde Assmuth's

Gotha

Verlag von Friedrich Andreas Perthes

1859

210. c. 12.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA

Vorwort.

Hiermit wird der evangelisch-lutherischen Kirche eine Lebensbeschreibung geboten, an welche sie in mehrfacher Beziehung ein Recht hat. Der Mann, dessen Leben als ein für die Erde geschlossenes vor uns liegt, war Vielen in den Ostseeprovinzen persönlich bekannt und befreundet. Sie werden gern sich sein Lebensbild vorführen lassen, nachdem sie an seinem Leben selbst Theil genommen. Er war aber auch ein Diener am Evangelio, und weit über persönliche Bekanntschaft und Freundschaft hinaus wiegt das, was ein solcher lebte in seinem Beruf. Auch die ihn nicht persönlich kann-

ten, haben als lebendige Glieder der Kirche herzliche Theilnahme für das Leben eines Dieners an dem Evangelio, an welches auch ſie glauben und ohne welches Keiner von ihnen leben kann. So lange die Gemeinde betet: „geheiliget werde dein Name“ und dabei an Luther's Erklärung dieſer Bitte denkt, betet ſie auch für alle Diener am Worte. Wie dieſe in Fürbitte auf dem Herzen tragen die ganze Gemeinde und Kirche, ſo trägt auch dieſe ſie, und das Leben derſelben iſt ein Stück ihres eigenen Lebens. In unſerem Fall gewinnt dieſes Anrecht der ſtreitenden Kirche auf Erden an das Leben dieſes ihres Dieners noch mehr Gewicht, weil der ſelige Aßmuth in ſeinem Leben von den drei Hauptſtrömungen getragen war, welche ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Leben der Kirche auch in Livland nach einander beſtimmt haben. Wir ſehen in ſei-

nem Leben wie in einem Bilde die Wirkungen des Rationalismus, Pietismus und des gesunden Kirchenglaubens, welche keinem von den älteren Gemeindegliedern fremd geblieben sind und auch jetzt noch in Vielen, theils in buntem Gemisch sich vorfinden, theils zu immer bestimmter werdender und bewußter kirchlicher Ausgestaltung sich schon hindurch gearbeitet haben oder noch hindurcharbeiten. Gott führte Aßmuth denselben Weg und diese Führungen Gottes zu verfolgen in ihrem, alle Hindernisse allmählig überwindenden Verlauf, das stärkt die Wanderer auf gleicher Bahn und macht sie siegsgewisser und froher. — Daß Aßmuth nicht zu den Heroen der Zeit gehörte, macht sein Leben um so wichtiger für Alle, die darin gleiches Loos mit ihm theilen. Ein lieber, treuer, gewissenhafter Camerad nützt manchem Soldaten mehr als sein General, der hoch über ihm steht. — Der Herr

ſucht an uns Allen nicht, daß wir groß ſeien, ſondern nur, daß wir treu ſeien in unſerem Chriſtenlauf. Dazu iſt Er ſelbſt unſer Genoſſe geworden, damit er bei uns ſei in unſeren Aufgaben des Lebens. Wo er Treue ſieht, da thut er, wenn es nöthig iſt, ſeine Größe hinzu. Dies erkennen wir auch an Aßmuth. Darum wird ſeine Lebensbeſchreibung nicht nutzlos ſein, denn ſein treues Leben war nichts weniger als das.

Wenn ſo Gott dieſes Büchlein etwas will beitragen laſſen zum weiteren Aufbau ſeiner Kirche, und alſo zur Ehre Chriſti, ſo wäre das ſchönſte Ziel des Schreibers erreicht, denn er ſagt es von Herzen mit dem Herrn, der uns zuerſt geliebt hat:

ſie iſt mir lieb, die werthe Magd,
und kann ihr' nicht vergeſſen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man ſagt,
ſie hat mein Herz beſeſſen.

Und er ſagt es von Herzen mit der Kirche, wenn ſie dem Herrn auf das Obige antwortet:

Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Haſt mir mein Herz beſeſſen.
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich, groß und ehrlich, reich von Gaben,
Hoch und ſehr prächtig erhaben!

In Bezug auf die Quellen, aus welchen dieſe Darſtellung des Lebens Aßmuth's gefloſſen iſt, habe ich nur zu erwähnen, daß der erſte Abſchnitt theils aus geſchriebenen alten Familiennachrichten, welche die Wittwe Aßmuth's mittheilte, theils aus gütigen Mittheilungen einiger lebenden Freunde Aßmuth's entſtanden iſt. Der zweite und dritte Theil ſind tagebuchmäßig geſchriebenen Briefen Aßmuth's ſelbſt entnommen, welche der Freund, dem ſie geſchrieben ſind, bereitwillig darreichte,

auch anderen Briefen, und der eigenen Erinnerung des Schreibers, welcher die Liebe des Aßmuthſchen Hauſes lange genoſſen hat[1].

...., 10. März 1857.

[1] Letzteres möge die kleine Zugabe Seite 237 folg. erklären und entſchuldigen, welche im Grunde nichts iſt, als ein Reflex im Kleinen von Aßmuth's Leben, wie er einem Herzen ſich darſtellen mußte, das dem ſeligen Freunde ins Amt, Haus und Herz hineingeſehen hat.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Zeit des Rationalismus (bis 1819).

Seite

Ed. Joh. Aßmuth's Jugendgeschichte . . . . . 1—28

Zweiter Abschnitt.

Zeit des Pietismus (bis 1846).

1. Aßmuth's persönliche Glaubensstellung . . . . 29—45
2. Aßmuth als Prediger und Lehrer der Esthen. Predigt, Confirmationslehre, Schulen, Conferenzen, Kirchenzucht, Seelsorge, Krankencommunionen . . . . 46—74
3. Die deutsche Gemeinde . . . . . 75—83
4. Die Adjuncten . . . . . 84—87
5. Verhältniß zu andern Amtsbrüdern . . . . . 88—93
6. Verhältniß zu Herrnhut . . . . . 94—108
7. Häusliches Leben . . . . . 109—153
8. Noch ein Läuterungsfeuer . . . . . 154—168

Dritter Abschnitt.

Zeit des Kirchenglaubens (bis 1853).

Zusammenwirken mehrerer Ursachen für das Neuerstehen lutherischen Glaubens . . . . . 171—179

Allmählige Einwirkung derselben auf Aßmuth. Seine amtliche Arbeit, seine Anfechtung und Glaubensmuth. Schluß der Synode 1846 . . . . . 179—193

Rechtfertigung seines Standpuncts. Verhalten gegen Herrnhut. Sieg . . . . . 193—212

Tod der Freunde. Eigene Krankheit. Abdankung. Wegzug nach Dorpat. Tod. Beerdigung . . . . . 213—236

Vier nachträgliche Bilder . . . . . 237—240

Erster Abschnitt.

Die Zeit des Rationalismus.

Jugendgeſchichte.

Wenn wir dieſen Lebenslauf Aßmuths ein livländiſch Lebensbild genannt haben, ſo iſt er das zuerſt auch darin, daß die Wurzeln ſeines Lebens, wie die aller deutſchen Livländer, in Deutſchland zu ſuchen ſind. Und wo dieſe Wurzeln liegen, von da kommt auch den äußerſten Zweigen deſſelben Stammes ihre Lebenskraft. Es iſt mit den Deutſchen in Livland immer ſo geweſen, und nie zum Schaden der nicht deutſchen Mächte, denen ſie im Lauf der Zeit politiſch zugefallen ſind, und deren Einfluß auf die Provinzen ebenfalls nicht zu verkennen iſt. Noch jetzt iſt zunächſt in kirchlicher Beziehung der frühere Zuſammenhang Eſthlands und Livlands mit Schweden nicht zu verkenneu. Weniger bleibend als der Einfluß der Kirchenordnung von Karl XI., gewiß aber für jene Zeit nicht unbedeutend, war der wiſſenſchaftliche Einfluß der von Guſtav Adolph gegründeten Univerſität Dorpat. Dennoch haben auch in der Zeit der Abhängigkeit von

Schweden die Einwirkungen Deutſchlands auf dieſe Provinzen um ſo weniger aufgehört, als Schwedens Verhältniſſe in Deutſchland ſelbſt dazu Veranlaſſung gaben. Schweden hat dieſes naturgemäße geiſtige Verhältniß nur gefördert. Auch Rußlands mächtige Herrſcher, welche ihre ſchützende Fürſorge den deutſchen Verhältniſſen dieſer Provinzen mit politiſch und hiſtoriſch richtigem Blick nicht entzogen haben, wie denn Alexander I. die Univerſität Dorpat erneute und durch deutſche Profeſſoren beſetzte, und Nicolaus I. gleich Karl XI. eine Kirchenordnung gab, welcher zum Theil die alte ſchwediſche, zum Theil die preußiſche als Grundlagen dienten, haben den Lebenszuſammenhang der Deutſchen in dieſen Gouvernements mit Deutſchland nicht aufgehoben. — Es liegt in der Natur der Sache, gilt aber aus beſondern Gründen dem Deutſchen beſonders, daß er ſich, wo er auch ſei in der Welt, dann überall als guten Sauerteig erweiſet, wenn er mit dem Lande ſeines Urſprungs in geiſtiger Gemeinſchaft bleibt, wenn er ſeine Mutterſprache, vor Allem, wenn er den Segen der deutſchen Reformation und Kirche bewahrt.

Zu verſchweigen iſt nicht, daß dieſer Zuſammenhang mit Deutſchland Veranlaſſung war, daß die kirchlich deſtructiven Richtungen von dort auch in den Oſtſeegouvernements nachtheilig wirkten. Aber ſie konnten ſich hier nicht ſo verderblich entfalten. Die bekannte vis inertiae des Nordens war der allgemeine Damm. Für den Ratio-

nalismus insbesondere lag aber in dem Zustande des Landvolks (in den Städten war es freilich anders) und in dessen der Gläubigkeit zugewandtem Wesen eine mächtige Schranke, die er nicht bewältigen konnte und die seine Vertreter veranlaßte, sub systemate accommodationis behaglich die Schaafe lieber zu scheeren, als sie zu weiden. Und für das destructive Element im Pietismus namentlich in den herrnhutischen Tendenzen lag und liegt diese Schranke in der ziemlich festen, alten, Lutherischen Organisation der äußern kirchlichen Verhältnisse, die nur des belebenden Geistes bedurfte, um sich alsbald dem Conventikel- und Sektenwesen als unüberwindliche Macht entgegenzustellen. — Wir können darum jenes Wort des Livländischen Chronisten Rüssow (s. v. Richters Geschichte der Ostseeprovinzen I. p. 83 und Kurt von Schlözers Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden p. 68), daß Bremen ganz Livland aus der Taufe gehoben habe, bis auf unsre Zeit in Bezug auf das ganze evangelische Deutschland sagen. Solcher Abhängigkeit des geistigen Lebens von Deutschland, der wir unbeschadet unsrer andern Pflichten, uns dankbar zu freuen, und die wir in aller Treue für alle unsre Verhältnisse auszubeuten haben, begegnen wir auch in den drei Hauptabschnitten von Aßmuths Leben, und können in Wahrheit sagen, daß sie besonders in den zwei letzten Abschnitten ein Grund war der herzlichen Liebe, mit welcher er sein Leben seinem Beruf in Livland zum Gott wohlgefälligen lebendigen Opfer darbrachte.

Der Großvater, Johann Arnold Aßmuth, geb. den 24. Mai 1717, ward 1750 Paſtor in Stade in Hannover, und in demſelben Jahre mit Johanna Eliſabeth Calbe, Tochter des königlich hannoverſchen Lieutenants David Gottlieb Calbe, getraut. Er ſchreibt am Anfang ſeines Eheſtandes: „Gott als der Stifter dieſes heiligen Standes und von dem allein alle guten und vollkommenen Gaben kommen, wird es uns nie an einigem Guten mangeln laſſen. Er wird auch uns mit Gnade und Barmherzigkeit krönen und wenn es ſein heiliger Wille iſt, ſättigen mit langem Leben und endlich zeigen ſein Heil".

Die Großmutter Johanna Eliſabeth ſchreibt am Ende des neunzehn Jahre währenden Eheſtandes: „Drei harte Krankheiten, die der große und erhabene Gott in drei Jahren nacheinander meinem lieben Manne zuſchickte, und wovon er ſich gar nicht wieder erholen konnte, ſondern ſein Amt mit vieler Schwachheit und Seufzen ausrichtete, und beſonders die letzte vierzehn Wochen währende Krankheit ertrug er mit großer Geduld und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und je größer das Leiden wurde, je überſchwänglicher ward er getröſtet. Sein Sterbetag trat ein wider alles Vermuthen. Er verſchied aber unter Gebet und Flehen am heiligen Abend vor Pfingſten, welches der 13. Mai war im Jahre 1769".

Sie fügt hinzu: „Kaum hörte ich von ſeinem Tode, ſo überfielen mich Geburtsſchmerzen und ich wurde am Pfingſttag glücklich entbunden. Mein Mann lag auf der

Todtenbahre, meine Kinder weinten um mich herum. Es war ein kummervolles Wochenbett, davon mir auch viele schwere Zufälle nachgeblieben sind. Doch bitte ich Gott, mich noch meinen Kindern zu lassen. Sein Wille geschehe!“ Von zehn Kindern waren sechs am Leben, als sie im 2. Jahre ihrer Wittwenschaft an der Schwindsucht starb.

Der Vater unseres Aßmuth, Anton Friedrich Johann, besuchte das Gymnasium zu Stade, studierte in Halle und Erfurt Theologie und ward 1776 von da aus zum Hauslehrer zum Baron Bielsky nach Wattkül in Esthland berufen. Nach drei Jahren ward er Lehrer beim Grafen Manteuffel von Maeks. Endlich beim Major von Aderkaß auf Sallajöggi. Als er nun in sein Vaterland zurückzukehren gedachte, kam ihm der Ruf zum Predigtamt in Jegelecht bei Reval, den er annahm, von wo er aber schon nach zwei Jahren nach Kosch berufen ward, wohin er nun zog und dort auch die Tochter seines Amtsvorgängers Charlotte Gertrud Wilhelmine Schwabe heirathete.

Diese Ehe war mit eilf Kindern gesegnet, deren fünftes unser Johann Eduard war, der einzige Sohn, am 5. Juni alten Styls 1792 geboren. Schon am 17. October 1802 starb der Vater am Schlagfluß und der zehnjährige Knabe war mit 8 Schwestern nun der mütterlichen Sorge überlassen.

Die Mutter, welche Alles that, was sie vermochte, um die Kinder zu erziehen, lebte auf dem in Arrende

genommenen Gütchen Saja im Kirchſpiel Koſch bis 1814, wo ſie am Nervenfieber ſtarb und in Koſch beerdigt ward. Bei ihren Mühen um die Kinder ward ſie von freundlichen Menſchen vielfach unterſtützt, welche die Kinder zu ſich in's Haus nahmen, oder wie der Vaterbruder in Riga, welcher dort Schulinſpector war und 1823 daſelbſt ſtarb, auf andre Weiſe viel Gutes an ihnen thaten.

Fragen wir nun aber, ehe wir an Johann Eduard Aßmuths eigne Lebensbeſchreibung gehen, nach dem allgemeinen Charakter der Zeit, beſonders in Sachen der Religion, deren Eindrücke Einfluß haben mußten auf das erwachende Gemüth des Knaben, ſo wird in den wenn auch kurzen Familiennachrichten ein Zwiefaches bemerkbar. Durch den Großvater hat nämlich ein Lebensbächlein aus der guten alten gläubigen Zeit, wenn auch verſiegend, dennoch ſtillſegnend fortgewirkt auf den Sohn und Enkel. Doch iſt des Vaters Leben ſichtlich der geiſtigen Verarmung durch den Einfluß des Rationalismus anheimgefallen. Beide Geiſtesrichtungen haben ohne Zweifel auf die Seele Aßmuths gewirkt. Der Glaube und das Gebet des ungekannten Großvaters haben ſegnenden Einfluß gehabt auf ſeines Vaters und auch ſein Gemüth, wie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne noch ſcheidend die Erde beleuchten. Aber die Nacht kam, und die Vernunft der Menſchen wollte weit über des Mondes Berechtigung hinaus in eignem Lichte leuchten und

ſogar die Sonne entbehrlich machen. Sie predigte gen Oſten hin, die Sonne brauche gar nicht mehr aufzugehn, man habe Licht und Wärme genug ohne ſie. Aber es wurde dabei kalt und dunkel in der Chriſtenheit und dies war die Richtung, welcher Aßmuths Leben in ſeinen Anfängen am Meiſten anheimfiel.

Der Großvater und der Vater haben beide bei der Geburt ihrer Kinder Nachrichten und Segenswünſche niedergeſchrieben, an denen der Unterſchied beider Geiſtesrichtungen erkennbar iſt und weil ſie Zeugniſſe der Zeit ſind, ſo mögen ſie hier einen Platz haben.

Der Segen des Grossvaters.

Unſer erſtes Kind ward am 1. Dec. geboren und am 3. Dec. durch die heilige Taufe in den Gnadenbund Gottes aufgenommen.

Beim zweiten Kinde: Abermals hat uns der ſegensreiche Gott erfreut und das Kindlein iſt am dritten Tage nach der Geburt ſeinem Erlöſer und Seligmacher Chriſto Jeſu durch die heilige Taufe zugeführt und zu ſeiner ſeligen Gemeinſchaft gebracht worden. Gott erhalte dieſen meinen lieben Sohn, wie auch die Anderen, in ſeiner ſeligen Gemeinſchaft und gebe Gnade, daß ſie ſämmtlich in der Furcht des Herrn aufwachſen.

Das „vierte" hat Gott bald wieder zu ſich in ſein Freudenreich genommen.

Das fünfte: Gott regiere auch dieſes Kind mit ſeinem heiligen Geiſte, damit es zu ſeiner Ehre und uns zur Freude aufwachſe.

Das ſiebente: Der getreue und gnädige Gott gebe, daß auch dieſes Kind ſein Gnadenkind ſei und bleibe und dereinſt ein Erbe des ewigen Lebens werde.

Das achte und neunte (Zwillinge): Der barmherzige Gott und Vater im Himmel, der auch dieſe Kinder in der heiligen Taufe von ihren Sünden gewaſchen und ſie zu ſeinen Bundes- und Gnadenkindern angenommen hat, der regiere ſie auch in ihrem ganzen Leben durch ſeinen guten Geiſt.

Anm. Bei jedem Kinde findet ſich auch die Anzeige, daß es am 3. Tage nach der Geburt getauft worden iſt.

Der Segen des Vaters.

Die Geburt der erſten zwei Kinder iſt nur angezeigt, ohne Angabe des Taufdatums und ohne Segenswunſch.

Beim dritten Kinde: Gott wolle ihr ein langes glückliches Leben und ein weiſes Herz ſchenken.

Beim vierten Kinde: Der Allgütige wolle ſie in ihrem ganzen Leben väterlich leiten.

Beim fünften Kinde: Unſrem Johann Eduard — Segne ihn, o reicher Gott, mit deinen beſten Gütern!!! —

Beim ſechsten Kinde: Sei ihr liebreicher Vater und Verſorger.

Beim ſiebenten und achten (Zwillinge): Herr, führe du ſie ſelbſt auf die Bahn der Tugend.

Beim neunten Kinde: Leite ſie, o Gott, nach deinem Wohlgefallen.

Beim zehnten Kinde: Du wirſt ſie, o Gott, nicht verlaſſen und verſäumen.

Beim eilften Kinde: Möchte ſie doch vor deinen Vateraugen und in deiner Furcht wandeln — o Gott —! heranwachſen und deiner Gnadenerweiſungen allezeit werth ſein.

Wenn wir des Vaters Wünsche „Segen“ genannt haben, so ist es geschehn, weil dieselben gewiß nicht anders gemeint waren. Beide Väter wollten ihre Kinder segnen und daß der Vater es that, war wohl so eine Folge großväterlichen Segens. Vielen Eltern dieser Zeit ist es kaum eingefallen, ihren Kindern irgend einen ausdrücklichen Wunsch mitzugeben. Aber selbst bei diesem väterlichen Segen zeigt es sich, daß es dabei nicht so sehr auf das Herz ankommt, als auf den objectiven Inhalt des Segens. Der Großvater segnet mit voller, der Vater mit fast leerer Hand. Was sind die paar Wünsche von Weisheit, Gütern, Werthsein u. s. w. gegen die glaubensvolle Grundanschauung und die apostolischen Segnungen des Großvaters? Wie schön ist auch dieses Letztern Eile mit der Taufe. Schon am dritten Tage nach der Geburt sind alle seine Kinder getauft. Der Vater hat wohl nicht so mit dem Sakrament geeilt, und noch bis in unsre Zeit ist vielen Eltern vieles Andere viel wichtiger als dieses Wichtigste von Allem.

Es tritt uns eben die Zeit des alten gesunden Glaubens und die Zeit des Rationalismus hier in zwei concreten Bildern vor die Seele. Eduard Johann Aßmuth hat in seiner Jugendzeit seines Vaters Segen wohl geerbt, hat aber später oft dafür gedankt, daß ihn sein Gott hernach *das* hat finden lassen, was auch der Inhalt des großväterlichen Segens war.

Viele in unsrer Zeit haben Aehnliches erfahren, haben von den Großeltern oder Urgroßeltern eine Achtung vor

dem vollen, gesunden, apostolischen Glauben überkommen den die Väter oder auch Großväter nicht mehr hatten, eine Achtung, welche nun — beim Wiedereintreten des Offenbarungsinhalts in das Leben, ihnen die Dienste gethan hat des Bethlehemssterns.

Nach dem Tode des Vaters kam Eduard Joh. Aßmuth als zehnjähriger Knabe nach Reval in das Haus des verwandten und wohlwollenden Rathsherrn Hoffmann, welcher ihn die Ritter- und Domschule besuchen ließ[1]. Wir sind nicht im Stande, über den damaligen Zustand der Schule, über die Persönlichkeit der Lehrer, über die Eindrücke jener Zeit etwas zu sagen. Nur so viel ist gewiß, daß überaus freundliche Erinnerungen aus dem Hoffmannschen Hause in Aßmuths Seele hafteten und daß die Schule in ihm einen Sinn für die Schönheiten der römischen und griechischen Classiker geweckt hat. Er hatte ein vorzugsweise empfängliches Gemüth, welches Eindrücke mit Lebhaftigkeit aufnahm, sich das Beste davon ohne viele Weitläufigkeiten zu eigen machte, und dieses dann da, wo es nöthig war, wohl anzuwenden wußte. Daß der Religionsunterricht in Reval damals von den Strahlen der Sonne Rom's und Athen's verbrannt war, läßt sich nicht anders erwarten. Wenn die Religion sich auf die Gedanken reducirt, die der Menschengeist über sie hat, wenn sie zum Product derselben herabsinkt, so sind Plato

[1] Alle Bitten um genauere Nachrichten über die Gymnasialzeit Aßmuths, an Zeitgenossen von ihm gerichtet, sind erfolglos geblieben.

und Lucian, Cicero und Horaz ſtets größere Autoritäten als die Fiſcher und Zöllner aus Galiläa ſammt ihrem großen Meiſter. Doch ſcheint ſich ein Zug romantiſcher und ſentimentaler Neigung von Seiten des Lehrers dem Religionsunterricht beigemiſcht zu haben. Aßmuth erzählt in ſeinem 60. Jahre einem Freunde in einem Briefe, wo er ſeine Freude über Kurtz Lehrbuch der heiligen Geſchichte ausſpricht, welches ſeine Söhne in den Ferien als Handbuch des Religionsunterrichts mit nach Hauſe gebracht hatten, „mein Religionslehrer las uns in den „Stunden den Zauberring von Fouqué vor, als einen „Roman, welcher eine religiöſe Tendenz habe.“ — Solche Dinge ſind nicht nur an und für ſich Zeichen der Zeit, ſondern wir halten auch keinen dieſer Züge namentlich aus der Kinderzeit für unbedeutend. Es gibt kein Alter, dem Alles ſo große Bedeutung hätte, wie das Kindesalter, das Alter wo die Erlebniſſe, auch die ſcheinbar geringſten, gleich keimkräftigen Körnlein ſich in den friſchen, zarten Boden einſenken und ihrer Zeit auch aufgehn als Unkraut oder Waizen.

Daß nun in jener Zeit ſchlechten Religionsunterrichts und überhaupt ſchlechter Religioſität junge Leute ſich gleichwohl noch bewogen fühlten, Theologie zu ſtudiren, wäre unbegreiflich, wenn nicht theils die fertigen Pfarreien da geweſen wären, theils auch der Rationalismus zugleich bei Wein und Thee, Bier- und Kaffee ſo ein überaus gemüthlicher Schwärmer von Menſchenveredlung und Pfarridyllen geweſen wäre, und endlich — wenn

nicht ein ſtiller unbewußter Zug des Geiſtes Gottes — ſo eine Folge vorelterlichen Segens und göttlicher Barmherzigkeit — ſich in Manchen geltend gemacht und künftigen beſſern Zeiten die Werkzeuge providentiell zubereitet hätte.

In Aßmuth war wohl von dem Allen etwas, als er 1810 im Sommer die Univerſität Dorpat bezog. Ein noch lebender, lieber Univerſitätsfreund Aßmuths ſchreibt: „Als ich Aßmuth in Dorpat kennen lernte, trat er mir entgegen als ein ernſter, milder, gemüthlicher, biederer Menſch. Er war fleißig und entzog ſich zwar nicht burſchikoſen Angelegenheiten, nahm aber auch nie beſonders lebendigen Antheil daran. Wir waren — ſchon von der Schule her — pure, gute Rationaliſten. Dabei ſchwärmten wir dafür, einſt als Landpaſtoren ſegensreich für die Aufklärung des armen Landvolks zu wirken, daneben ein recht idylliſches Leben zu führen — häusliches Glück ſtand oben an als Ziel der Wünſche.“ —

Keiner der damaligen theologiſchen Profeſſoren war im Stande, den Studierenden von beſonderer Bedeutung zu werden. Der alte orthodoxe Lorenz Ewers[1] ward

[1] Zum großen Segen der Kirche iſt die kirchliche Dogmatik vom theologiſchen Katheder in Dorpat faſt ununterbrochen, beſonders aber zu dreien Zeiten, rechtgläubig gelehrt worden. Zuerſt durch dieſen alten Lorenz Ewers zur Zeit des florirenden Rationalismus. Die alternde Stimme konnte nicht durchdringen gegen das ſiegreiche Tagesgeſchrei der Aufklärer, ſie iſt damals verhallt, obwohl nicht ihr Andenken. Sodann wieder durch Dr. Ernſt Sartorius im ſiegreichen Kampf gegen den Rationalismus. Dieſe Stimme hallet noch nach in den Herzen ſeiner Schüler. Sie hat ihre Zeit und Auf-

zwar perſönlich geehrt, aber er hatte keinen Einfluß und konnte nicht aufkommen gegen den Strom der Zeit. In den Studierenden war zwar Sinn für Wiſſenſchaft, wenn auch nicht eigentlich für theologiſche Wiſſenſchaft; dieſer aber ward, auch wo er vorhanden war, mehr erſtickt als gefördert. So verging die wichtige Univerſitätszeit damals in Dorpat ohne den vollen theologiſch-wiſſenſchaftlichen Ertrag. Aber ſie war in andrer Art doch eine ſchöne Zeit für Aßmuth durch ſeinen Umgang mit der „Blüthe der damaligen Zeitgenoſſenſchaft," wie ein jetzt hochgeſtellter, nur wenig jüngerer Mann, der nicht Theologe, doch zu jenem Kreiſe gehörte, ſich ausdrückt, zugleich ſich freuend, durch Aßmuth einen Platz in jenem Umgangskreiſe gefunden und dadurch den Grund und Boden zu ſeiner ganzen ſittlichen Bildung gelegt zu haben. Es gehörten zu jenem Kreiſe Dr. Ullmann, jetzt lutheriſcher Biſchof und Vicepräſident des General-Conſiſtoriums,

gabe erkannt und gelöſt, ſie hat den Rationalismus dogmatiſch überwunden. Aber — irren wir nicht — ſo faßte ſie zu ausſchließlich dieſen Feind ins Auge, zu wenig noch die neuere Philoſophie und den Pietismus, zu wenig die ganze zu überwindende Macht des nur ſubjectiven Denkens und Fühlens. Deshalb konnte aus dieſer Schule allein noch nicht hervorgehn, der die Dogmatik gelehrt hätte, wie die Zeit, beſonders die Folgezeit es forderte. Als es Zeit war das Ungeſunde und Gefährliche in jenen Richtungen zu entlarven und zu überwinden, da trat Dr. Philippi ein, ausgerüſtet mit der ganzen Rüſtung Gottes zu dem Kampfe, der nothwendig war. Aus ſeiner Schule hat Gott Mehrere geſandt, welche mit Kelle und Schwerdt auf der Kanzel und dem Katheder zu bauen tüchtig waren und ſind.

Gouvernenr von Grünewaldt, Excellenz, von Bäer, Excellenz, Akademiker in St. Petersburg, Fr. von Roth, General, jetzt in Tiflis, v. Stoffregen, Staatsrath und kaiserlicher Kammerherr, Bürgermeiſter Schwartz, Bürgermeiſter Groß in Riga, G. Hollander (früh verſtorben), W. Dullo, Paſtor in Kubillen, von Wolffeldt, Paſtor Schwartz von Pölwe und Sellheim von Saugnitz.

Doch nur zwei Jahre dauerte der Aufenthalt in Dorpat. Im Jahre 1812 folgte Aßmuth dem Rufe als Hauslehrer zu dem Landrath von Grünewaldt auf Koik in Eſthland. In dieſem Hauſe hat er eine ſehr glückliche Stellung eingenommen. Von 1812 bis 1815 zuerſt, und dann wieder von 1817 bis zum Eintritt ins Amt im Jahre 1819 war er dort Hauslehrer. „Hatten ſein kindlich beſcheide„nes Weſen und ſeine große Tüchtigkeit ihm die Aner„kennung und Achtung der Eltern verſchafft, ſo trug auch „wohl ſein Verhältniß zu mir, dem älteſten Sohne, dazu „bei, ihm je länger je mehr weit eher die Stellung eines „Kindes und eines Freundes, als die eines Lehrers im „Hauſe zu geben.“ So lautet ein uns freundlichſt zugekommenes Zeugniß des jetzigen Hauptes dieſer hochgeachteten Familie. „Als ich, fährt der geehrte Schreiber „fort, im December 1818 aus dem Auslande heimkehrte, „fand ich Aßmuth noch vor, förmlich eingelebt als ein „Glied der Familie. Aber es handelte ſich damals ſchon „um ſeine Berufung nach Torma. Im Januar 1819 zog „er wirklich dahin ab, und ich erinnere mich noch der „Abſchiedsthränen, die damals ſo reichlich floſſen.“

Aber wir haben mit Obigem eigentlich vorgegriffen. Jene Zwiſchenzeit vom Frühling 1815 bis 1816 im Juli durfte Aßmuth im Auslande zubringen. Sein Vaterbruder, damals Schulinſpector in Riga, unterſtützte ihn zu dieſer Reiſe und im Mai 1815 reiſte er mit Ullmann und G. Hollander zu Schiffe nach Stettin, von da über Berlin, Potsdam, Deſſau, Leipzig nach Jena, wo die Reiſenden den nachmaligen Profeſſor Dr. Julius Walter trafen.

Eine neue Zeit war derweile über Deutſchland aufgegangen. Das ſcharfzüchtigende Joch der Franzoſenherrſchaft war gebrochen, ganz Deutſchland regte ſich in freudiger Kraft, und unſre Reiſenden ſahen ſich alsbald in Jena auf dem Markt in eine akademiſche Feier des großen Sieges bei Waterloo hineingezogen. Von dort gingen ſie mit noch mehrern Landsleuten und Freunden durch Thüringen und Franken nach München, von Berlin an faſt immer zu Fuß. Von da über Lindau auf ſechs Wochen in die Schweitz, nachdem ſich ihnen auch noch Heinrich von Stryk (jetziger Beſitzer von Tiegnitz) angeſchloſſen hatte. Auf dem Rigi ward ihnen das ſchönſte Wetter und der befriedigendſte Genuß im Anſchaun des unvergleichlichen Panorama's gewährt. Von dort über Luzern, den herrlichen Vierwaldſtädterſee ins Urſerenthal und über die Furka, Wengernalp, Lauterbrunnen nach Martigny, über den Col de Balme nach Chamouny. Von da über Genf nach Yverdun, wo ſie Peſtalozzi und ſeine Anſtalt kennen lernten. Sodann über Bern nach

Hofwyl zur Fennebergſchen Anſtalt. Ueber Baſel immer meiſt zu Fuß nach Freyburg und Straßburg, wo der herrliche Münſter bis in die Spitze erſtiegen wurde. Als ſie ſodann Frankfurt a. M. erreicht hatten, zog gerade, aus Frankreich zurückkehrend, das Irkutzkiſche Huſarenregiment durch. Wie die Freunde die Reihen muſtern, ſiehe, da erkennen ſie den Univerſitätsfreund, den jetzigen General und bekannten Vertheidiger der kaukaſiſchen Feſte Friedrich von Roth, den der Feind bisher nicht aus dem Sattel gebracht hatte, der aber nun einen großen Sturm von ihn ergreifenden Freunden aushalten und ſich ihnen in alter Freundſchaft zum Gefangenen ergeben mußte. Nun machten die Freunde die Rheinfahrt auf gemiethetem Boot mit öfterem Anlegen an den Ufern bis Cöln. — Der Beginn des Winterſemeſters trieb ſie nach Jena. Wir haben dieſe Reiſetour nicht übergehen mögen, weil die Namen der Orte ſchon es verkünden, welche Eindrücke Aßmuth in lieber Geſellſchaft da überall empfangen, und was für ſchöne und intereſſante Bilder aus der Natur, Kunſt und dem Menſchenleben ſich ſeiner Seele einprägen mußten. Auch hat er viel ſpäter, als jüngere Freunde, welche faſt dieſelbe Reiſe gethan, davon redeten, warmen und frohen Herzens gerühmt, was auch er hatte auf dieſer unvergeßlichen Wanderung erfahren dürfen. Vor Allem war es die Schönheit der Natur, welche Aßmuth in lebendiger Erinnerung behalten hatte. Wie er auf der Reiſe, nach dem Zeugniß eines der Freunde, an Allem gleichen Antheil genommen und immer der

herzliche, anſpruchloſe, ſtill-heitere Freund geweſeu war, ſo war er es auch bei ſeinen ſpätern Berichten über dieſe Reiſe, und gar manches Mal haben wir ihn dabei auf Spaziergängen ſeinen Wanderſtab lebhafter einſetzen und gleichſam in erneuter Wanderluſt zuſchreiten oder ſtehen bleiben ſehen, und ſein „herrlich, herrlich“ rufen gehört.

Es folgte nun eine Reiſe des Geiſtes in das Reich des Geiſtes in dem Winterſemeſter in Jena. „Am Lieb-„ſten war uns Schott — ſchreibt einer der Univerſitäts-„freunde — bei dem wir ein Collegium hörten. Er war „ein Uebergangstheologe, ſein perſönlicher Glaube an die „Grundwahrheiten des Chriſtenthums äußerte ſich warm „und entſchieden und er ſtand in allgemeiner ſittlicher „Achtung. Er war zugleich Director des homiletiſchen „Seminars, an deſſen Arbeiten wir Theil nahmen. So-„dann hatten wir ein ſogenanntes lateiniſches Diſputa-„torium bei Baumgarten-Cruſius, deſſen gründliche Ge-„lehrſamkeit und eingehende Literaturkenntniß wir be-„wunderten. Köthe hielt ein kirchen-hiſtoriſches Repetitorium. „Aber wir ſahen ihn zu ſehr als befangenen Pietiſten „an, als daß er auf uns damals hätte Einfluß gewin-„nen können. Seine ſalbungsvollen Reden enthielten für „uns zu wenig Tüchtiges und darum waren ſie uns von „keiner Bedeutung. Dagegen war uns Gabler doch ſchon „zu veralteter Rationaliſt, als daß wir ihn nur hätten „anhören mögen, und Danz war zugleich ſittlich verachtet. „Wohl aber hörten wir Naturphiloſophie bei Oken und, „ohne daraus viel zu gewinnen, machten wir gern ſeine

„Freitag-Abends-Geſellſchaften mit, wo wir Gelegenheit „hatten, bei einem Glaſe Roſenbier ſein immenſes Viel„wiſſen anzuſtaunen oder uns von ihm über Verhältniſſe „unſres Vaterlandes ausfragen zu laſſen. Auch hörten „wir bei Luhden ein Publikum über neuſte Geſchichte „in gedrängt beſetztem Hörſaal und bei einem Privat„docenten Starck, einem lieben anregenden Manne, der „aber früh ſtarb, ein Collegium, das Ideen zur Philo„ſophie der Geſchichte enthielt."

Die Freunde waren in dem frühern Zuſammentreffen mit Dr. Julius Walter, auch durch die genannten Profeſſoren in Jena wohl ſchon in Berührung gekommen mit wiedererwachtem evangeliſchen Leben, aber es hatte auf Aßmuth vielleicht weniger noch als auf ſeine Freunde gewirkt. Er hielt mit einer gewiſſen Zähigkeit an einmal gewonnener Ueberzeugung feſt und es dauerte lange, ehe er ganz und in Wahrheit auf etwas Anderes einging. Dieſes mußte ſich ihm erſt als mächtige Lebenskraft bewähren, ehe er das Frühere aufgab. Es ergötzte ihn wohl Vieles, er verſchloß ſich nicht gegen die Bewegungen und mancherlei Gebilde des Menſchengeiſtes, er fand Vieles „intereſſant". Wie oft haben in ſpäterer Zeit ſeine Freunde dieſes Wort mit ihm eigenthümlicher Pantomime aus ſeinem Munde vernommen, wobei er ſo ausſah, als wolle er ſagen: nun, blühe Blümchen, blühe. Er freute ſich auch eine Weile an ſolchen Geiſtesblümlein, aber ſeines Lebens ein Theil wurde nichts, was ihm als bloße Theorie, als Spiel des Geiſtes erſchien. So blieb

es bei ihm ſein Leben lang. Das Chriſtenthum trat ihm damals in Jena wohl noch mehr als Anſicht Einzelner entgegen, darum blieb er davon unberührt. Darum auch ſoll ſeine damals im Jenaiſchen Seminar gehaltene Predigt, die ſpäter in der Denkſchrift des Seminars abgedruckt wurde[1], alſo Anerkennung gefunden hatte, „ſich „noch ganz auf rationaliſtiſchem Boden bewegt und ſogar „das damals ſchon geſuchte Kleid chriſtlich-gläubiger Re„densarten als Schmuck für die gepredigte Moral ent„ſchieden verſchmäht haben.“

Doch auch nach andern Seiten hin bewegte ſich das Leben der Landsleute, deren Zahl damals recht groß war, in Jena. Sie hielten unter ſich zuſammen, ſchloſſen ſich aber keineswegs vom Umgang mit andern Landsleuten aus. Ein paar Mecklenburger, welche die Freiheitskriege mitgemacht hatten (namentlich Horn), waren ihnen beſonders befreundet und das Burſchenleben war für ſie nicht ohne Intereſſe, obgleich das Rohe daran und das Politiſche, welches dem Studiren viel Zeit raubte, ihnen durchaus mißfiel. An manchem vergnüglichen Zuge nach den benachbarten, hübſch gelegenen Dörfern nahmen ſie fröhlichen Antheil, einmal an einer tollen Schlittenfahrt nach Kahla, die dorthin leidlich gelang, aber auf der ſie beim Rückweg durch den Koth, der allen Schnee verſchlungen hatte, buchſtäblich ſich zurückſchleppen mußten. Einige Mal ging's auch nach Weimar, um Wilhelm Tell oder Maria Stuart unter Göthe's Leitung vortrefflich

[1] S. Napiersky Schriftſteller-Lexicon unter dem Namen Aßmuth.

aufführen zu ſehen. Den Schluß des harmloſen, fröhlichen Beiſammenſeins krönte ein mit vielem Humor ausgeführter Livono-eſthono-kurono-rutheniſcher Congreß, ein durchaus harmloſes improviſirtes burſchikoſes Seitenſtück zu dem damals viel beſprochenen Wiener Congreß, ganz ohne alle politiſche Tendenz. Die Landsleute aus Berlin, Göttingen, Würzburg, Heidelberg waren nach Jena eingeladen. Mehrere kamen. Aemter und Titel wurden vertheilt, eine wahrhaft ephemere Congreßzeitung erſchien und vielleicht zur Darſtellung des bekannten Witzworts über den Wiener Congreß: le congrès danse bien, mais il ne va pas, ward eine Schnur aus zwei gegenüberliegenden Fenſtern über die Straße gezogen und auf dieſer Schnur tanzte mehrmals am Tage eine enorme Poſttaſche des Livono-eſthono-kurono-rutheniſchen Congreſſes hin und her. Eine reine, fröhliche jugendliche Poſſe, die nur zu angenehmem Zuſammenſein und fröhlichem Schluß der akademiſchen Zeit in Deutſchland diente.

Zu Oſtern 1816 verließ Aßmuth Jena, beſuchte noch einige Gegenden Deutſchlands, mit Moriz von Engelhardt, G. Hollander, Stoffregen und von Grünewaldt Dresden und die ſächſiſche Schweiz, allein in Hannover und Bremen auch drei noch lebende Vaterſchweſtern, deren Jede er im Kreiſe einer großen Familie fand, wo er ſehr freundlich aufgenommen wurde, und kehrte über Hamburg und Lübeck nach Riga zurück.

In Travemünde war es, wo an einem Morgen vor der Abreiſe ein ſchon früher, auf der Rheinreiſe und in

Jena ihm bekannt gewordener Landsmann in ſein Zimmer trat und ſich ihm als Gefährten auf der Heimreiſe darſtellte.

Dieſer Freund hat ſpäter einen bedeutenden Einfluß auf Aßmuth's Leben gehabt, wovon damals Beide noch nichts ahnten. Die Reiſe zu Schiff dauerte fünf Wochen, von denen zehn Tage auf Erdholm oder Chriſtiansö verbracht werden mußten. In welchem Sinne aber alle Widerwärtigkeiten der Fahrt hingenommen wurden, erſehen wir aus einem Blatt, datirt vom 28/16 Juni 1816, aber wahrſcheinlich ſpäter fortgeſetzt: „Wer von uns hätte „wohl gedacht, als wir in Jena uns trennten um, Du „nach Göttingen, ich nach Hauſe zu reiſen, daß wir noch „ſo Manches auf Deutſchlands Boden zuſammen erfah„ren, noch Freud' und Leid zuſammen tragen ſollten. „Von jenem Morgen an, als Du gleich einem deus „ex machina in Travemünde zu mir in's Zimmer tra„teſt, bis heute, wo uns noch der verwünſchte Nordoſt „auf Erdholms Felſenklippe bannt, welch' eine Kette von „fröhlichen Stunden, die wir dem ungünſtigen Geſchick „abtrotzten, von fehlgeſchlagenen Hoffnungen, von Ent„behrungen und Widerwärtigkeiten. Als Beleg dazu brauche „ich Dich nur an die ſchönen Abende in der Trave„münder Laube, an den Morgen unſrer Abreiſe, wo die „Hoffnung nach drei Tagen in Riga zu ſein unſre Her„zen ſchwellte, ſowie der friſche Weſt die Segel, an den „ſtürmiſchen Tag auf der See, an das Jammerbild „unſrer Cajüte, an Erdholm mit ſeinen Dorſchen (die

„wir ſelbſt auf vierzig Faden Tiefe angelten), Pataten „(d. h. Kartoffeln, deren ganzen Vorrath auf der Inſel wir „ſchon mehrere Tage vor unſrer Abreiſe von derſelben „verzehrt hatten, während der Wind die Inſulaner hin„derte, neue Proviſion von Bornholm zu holen), Com„mandanten, Frau Olſen und übrige Merkwürdigkeiten „zu erinnern".

Nach der Heimkehr trat Aßmuth im Sommer 1816 wieder in ſein Hauslehreramt im von Grünewaldtſchen Hauſe auf Koik ein und blieb dort bis in das Jahr 1819. Wir haben aber gehört, wie liebreich der Abſchied aus dieſem Hauſe war. Der damalige Kirchenpatron des Torma-Lohhuſuſchen Kirchſpiels, Landrichter Samſon von Himmelſtiern, hatte Aßmuth vocirt und am 12. Januar 1819 wurde er in Riga zum heiligen Amte ordinirt. —

Hiermit iſt nun der erſte Abſchnitt in Aßmuth's Leben geſchloſſen. Denn wenn auch, wie wir ſehen werden, die Richtung, der er hier angehörte, in den nächſten Abſchnitt hineinreicht, ſo iſt ſie doch vor der Macht des heiligen Amtes, vor dem Einfluß des erwähnten Freundes und vor dem des Pietismus als verſchwindend anzuſehn.

Aßmuth's Leben ſtand bisher unter dem vorherrſchenden Einfluß des Rationalismus, d. h. derjenigen Geiſtesrichtung, welche nichts glaubt und anerkennt, als was vor dem Richterſtuhl des menſchlichen Verſtandes ſich rechtfertigen kann. Was dieſem Forum ſich entzieht, ſei es ihm zu hoch oder zu tief, das wird beſeitigt. Daher iſt mit ihr nothwendig eine Verflachung der Lehre und des Lebens

verbunden, welche für den Theologen namentlich von den nachtheiligſten Folgen ſein, aber auch in andern Lebensgebieten zerſtörend wirken muß. Der Rationalismus, der ja auch in den Oſtſee-Provinzen, ohne jemals namhafte wiſſenſchaftliche Vertreter hier gefunden zu haben, doch in ſeiner vulgären Geſtalt mächtig genug geweſen iſt, hat hier das chriſtliche und ſittliche Leben der Deutſchen untergraben und den Nationalen wenigſtens den Troſt der vollen Wahrheit vorenthalten. Er hat allerdings vom chriſtlichen Glaubensbekenntniß noch etwas ſtehen laſſen, den Glauben nämlich an Gott den Vater. Obgleich der perſönliche Gott und ſeine beempfindelte Vaterſchaft am Ende auch noch in die unperſönlichen Vorſtellungen von „Vorſehung und Himmel“ verſchwimmen mußte, ſo hat der Rationalismus doch ſtets ſeine Ehre geſucht in der Anerkennung Gottes des Vaters. Daß, wer an den Sohn nicht glaubt, auch den Vater *nicht* hat, haben die rationaliſtiſchen Kinder nicht zugeben können, es beleidigte und entrüſtete ihren obligaten Kindesſinn viel zu ſehr. Sie hielten es für ihre heilige Pflicht den Vater *ohne* den Sohn zu lieben und dem Erſteren allein die Ehre zu geben. Sie waren ſtolz darauf, dem Sohne als dem Erſten ihres Gleichen den Vortritt des weiſeſten und beſten Rationaliſten zu laſſen und ihm alſo ſeine rechte Stellung angewieſen zu haben. Dabei iſt dem Rationalismus ein gewiſſes Emportement, eine faſt komiſche Begeiſterung für ſeine Sache nicht abzuſprechen. Aber das Schlimme war nur, daß der Verſuch, den Vater ohne

den Sohn zu lieben, aus purer natürlicher Güte und Tugendhaftigkeit zu lieben, um ſo für die in thesi noch behauptete Unſterblichkeit ſich würdig vorzubereiten — daß dieſer kühne und naive Verſuch dahin ausſchlug, wohin er ausſchlagen mußte, daß alle Offenbarung Gottes, daß die Gnadenmittel, daß das ganze Heil ihnen zerging wie Schaum.

Das Leben der Rationaliſten iſt auf's Mildeſte als Naturleben zu bezeichnen, als Leben in der Schöpfung, ohne Erlöſung und Heiligung. Sie hatten den Vater nicht, von dem ſie träumten, ſie hatten die Tugend nicht, für die ſie ſchwärmten, ſie hatten endlich auch — wir möchten ſagen: glücklicher Weiſe die Unſterblichkeit nicht, auf die ſie hofften. Darin lag der Fluch dieſer Richtung. Es war eine leere, arme Zeit. Es ging auch ein Gefühl von dem verarmten Leben durch die Zeit. In ſolchem Gefühl haben Viele, und dieſe waren die leichteren Naturen, im Idyll ſich erſt recht hineingebaut in die Hütten der Erdenluſt, um doch einen Erſatz zu haben für den verlorenen Himmel, Andere, und dies waren die tieferen Naturen, haben in der Elegie ihre Klage hinausgeſungen in die Wüſte.

Wir haben dieſes Alles geſagt, obwohl es längſt bekannt iſt, nur um daran zu zeigen, daß es in den Oſtſeeprovinzen auch ſo war. Aßmuth hat dieſe Richtung in ſeiner erſten Lebenszeit durchlebt, wie wir freilich mehr aus einigen Andeutungen, als aus der bisherigen Geſammtdarſtellung erkennen. Dieſe zeigt uns vielmehr

einen ganz freundlichen äußerlichen Verlauf seiner Jugendzeit. Aber der wahre Werth des Menschenlebens beruht doch allein auf seiner religiösen und sittlichen Grundlage, und es fehlt in Aßmuth's Leben bisher die lebendige Beziehung alles Lebens auf den Gott seines Lebens. Der Grund davon lag bei ihm nicht in einer bewußten Aneignung der kantischen Philosophie und anderer damit zusammenhängender philosophischer Systeme. Wenn diese ihm auch nicht fremd blieben, so wurden *sie* doch keine Macht in seinem Leben. Vielmehr war es die practische Folge jener Systeme in der Autonomie der menschlichen Vernunft gegenüber der heiligen Schrift, in der Macht der eignen Gedanken, dem Schwärmen für Tugend und Aufklärung, wie er auf dem Gymnasio in Reval dies kennen gelernt hatte, auch wohl in Jena und Deutschland noch vorfand, und es aus alter Gewohnheit noch festhielt, obgleich der Einfluß der Freiheitskriege, die anders lautenden Vorträge jenaischer Professoren, und die evangelischere Richtung seiner Commilitonen sich ihm auch schon fühlbar machen mußten als neue in die Zeit eingetretene Mächte. Es war auch für ihn eine Zeit unbefangenen Naturlebens und dürftiger Moral. Obgleich er in dieser Zeit durchaus zu den Gesitteten gehörte, so war doch sein Leben noch ohne wahrhaft erbauendes Prinzip. Wenn auch der Lebensgenuß stets von der Sitte in Schranken gehalten ward, wenn auch das moralische Bewußtsein unverkennbar eine Macht bildete in seinem Leben, so kann man doch weder jene Schranken, noch diese

Moral ein Princip nennen, aus welchem das Leben organiſch hervorgewachſen wäre und ſich ſelbſtſtändig geſtaltet hätte. Die Sitte mit ihrer mehr traditionellen Macht, die Moral mit ihrer mehr das Bewußtſein in Anſpruch nehmenden Forderung haben ſich nie als inwendig umgeſtaltende Lebensmächte bewährt, ſondern haben ſtets nur Flickwerk an den Menſchen gethan.

Aßmuth ſelbſt hat ſpäter dieſe Zeit ſeines Lebens gerichtet. Das mannichfach Schöne, was ſie enthielt, hat er nicht verkannt. Aber das ließ ihm dieſe Zeit als eine arme ſchuldbeladene erſcheinen, daß er, von Gott wiſſend, ihm dennoch nicht gedankt, ihn nicht gelobt habe, ſondern in Eitelkeit und Thorheit ſich habe von der Sonne Gottes beſcheinen laſſen, ohne ſein Herz in Wahrheit Gott hinzugeben, daß er geblühet habe wie ein Blümlein auf dem Felde in Natürlichkeit und Naturweiſe ohne den Glauben an den Gott, der ihn kleidete wie die Lilien auf dem Felde!

Uebrigens will es uns erſcheinen, als ob Aßmuth mitten im Genuß des Lebens doch ganz glücklich nicht geweſen ſei. Er hatte Neigung zur Elegie. Wir haben geſehn, daß er ſich nie ganz hingab in den Strom der damaligen Freuden, daß er immer eine gewiſſe Stille liebte, und daß, wohl unbewußt, während des Vaters Wunſch an ihm ſich erfüllte, eine Sehnſucht nach dem ewigen Gut, wovon des Großvaters Segen redet, ſich in ihm regte.

Zweiter Abschnitt von 1819—1846.

Die Zeit des Pietismus.

I.

Aßmuth's persönliche Glaubensstellung.

Aßmuth, nun 27 Jahre alt, trat in das heilige Amt noch ohne in lebendiger Glaubensgemeinschaft mit dem Herrn des Amtes zu stehen, noch ein Rationalist, nicht ohne mancherlei Gedanken von sittlicher Volksveredlung, aber ohne Einheit des Glaubens, nicht ohne Vorstellungen von Pfarrerarbeit und Pfarrerfreude, aber ohne Erfahrung der Liebe, die Freude und Leid, Arbeit und Ruhe in den Dienst dessen bringt, welcher der Herr der Thränensaat und Freudenerndte ist. Es ist damals Vielen so gegangen.

Das erste Jahr verlebte Aßmuth im Pastorate bei der Wittwe seines Amtsvorgängers, des Propsts Asverus. Als dieselbe das Haus ihm einräumte, da — schreibt Aßmuth später — „schenkte mir der Herr, der mich bisher so „gnädig geführt hatte, ein theures Weib in der Tochter „des Pastors Hörschelmann zu Matthäi in Esthland, Na„mens Auguste, mit der ich am 17. December 1819 „zur heiligen Ehe verbunden wurde". Bis zum Jahre

1821 änderte ſich nichts in Aßmuths bisherigem Standpunct. Aber es ſollte anders werden. Jener Freund, der ihn in Travemünde fand, war gleich im erſten Jahre nach ſeiner Heimkehr aus Deutſchland mächtig von der Sünderliebe Chriſti ergriffen worden. Was ihn innerlich neubelebte, konnte bei ihm nicht ohne entſcheidende Folgen für ſein äußeres Leben bleiben. Von 1817 bis 1820 war er in St. Petersburg im Staatsdienſt angeſtellt geweſen und hatte in den günſtigſten, angenehmſten und glücklichſten Verhältniſſen gelebt. Nicht dieſe Fülle von irdiſchem Glück, wohl aber ein petriniſcher Fiſchzug in der Tiefe des Meeres göttlicher Barmherzigkeit hatte ihn Chriſto zu Füßen geworfen und, nachdem auch er zerbrochenen Herzens gerufen hatte: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch, war ihm das Troſtwort Chriſti zu mächtig geworden: fürchte dich nicht, Simon, von nun an ſollſt du Menſchen fangen. Und auch er verließ die vollen Netze des irdiſchen Berufs, folgte Chriſto nach und entſchloß ſich im Sommer des Jahres 1820 zum Studium der Theologie. Kaum war ihm dabei das erſte Semeſter unter fleißigſtem Arbeiten verfloſſen, als ein Brief eines Freundes ihn, der Lettiſch, aber kein Wort Eſthniſch verſtand, auf ſo ernſte und dringende Weiſe aufforderte, dieſe Sprache zu lernen und ſich bei einer damals vacanten Pfarre auf Oeſel zu melden, daß er darin mit petriniſcher Raſchheit den Willen des Herrn erkannte, ſein Studium auf der Univerſität beendigte und, um Eſthniſch zu lernen, nach Torma zog, wo er ſich ziemlich

die erſte Hälfte des Jahres 1821 aufhielt. Er ſchreibt: „Aßmuth ſowohl, als ſeine Auguſte waren ſo liebe herzige Menſchen, daß ſie mich die Kluft, die ſich durch meine Sinnesänderung zwiſchen uns gebildet hatte, wenigſtens nicht merken ließen".

Daß eine ſolche da war, wird aus der nach des Freundes Weggang aus Torma begonnenen, anfangs noch ſparſamen, hernach ganz regelmäßig bis zu Aßmuth's Tode fortgeſetzten Correſpondenz in ihrer Anfangszeit ſichtbar.

Es iſt nicht zu verkennen, daß der Freund perſönlich ſchon bedeutenden Einfluß auf Aßmuth gewonnen hatte, aber dieſer hatte doch ſeine Nathanaelsgedanken, die vielleicht weniger dem Herrn Chriſtus ſelbſt, als vielmehr dem Ort, wo er herkam, d. h. der menſchlichen Art und Weiſe galten, wie ihm Chriſtus geboten ward. Er ſchrieb dem Freunde damals: „ich muß Dir geſtehen, daß Du Deinen Beweis ſcharf durchgeführt haſt, ſo daß ich Dir nichts entgegnen kann. Allein bei mancher Stelle war mir doch, als wenn ich andrer Meinung ſein müßte und als wenn es um meiner ſelbſt willen, damit ich immer mehr in's Klare komme, gut wäre, Dir meine Einwendungen mitzutheilen". Vor allen Dingen iſt es nun die Forderung der Toleranz, dieſes Schooßkindes des Rationalismus, die Aßmuth an den Freund ſtellt, welcher in ſeiner entſchiedenen Weiſe die allerdings auch deutliche und beſtimmte Schriftlehre von der Verdorbenheit der menſchlichen Natur zur Verurtheilung aller noch unentſchiedenen Zuſtände und Standpuncte benutzt hatte. Aßmuth ſagt:

„wenn ein Menſch nur zugebe, daß die heilige Schrift die Quelle des Lichts und jeder Erkenntniß in göttlichen Dingen ſei, wenn ein Solcher redlich ſtrebe und forſche, ſo ſolle man das anerkennen und ihn nicht wie einen Gegner und Feind behandeln, wenn er auch Vieles noch nicht annehme, was die Schrift ſage. Auf dem Boden redlichen Forſchens ſolle man ſich eins mit ihm fühlen und das um ſo mehr, als alle doch nicht nur höchſtens rechtſchaffene Leute, ſondern auch Chriſten ſeien. Da ſei es doch gut, das: „nicht daß ich es ſchon ergriffen hätte, ſondern ich jage ihm nach“ mit Geduld im Auge behalten. Viele unterſcheiden ſich doch dadurch von Juden und Muhamedanern, daß ſie Chriſtum für den Weg zum Vater hielten. Das höchſte Geſetz der Liebe fordere es doch, einem Bruder etwas nachzuſehen, wenn er ſage: ich ſuche wie Du in der Schrift, aber ich finde in derſelben nicht, was Du findeſt. Dürfe man denn ſagen: ich habe das allein Wahre gefunden und Du nicht? Und wenn nun gar der Andre in Rückſicht der guten Früchte des Lebens uns gleich ſei, welches Merkmal und Kennzeichen wolle man dann wohl von der eignen beſſern Erkenntniß angeben? Könne man dieſes Geſetz der Liebe nicht walten laſſen ohne ein Lauer zu ſein? Wie unendlich verſchieden ſeien die Wege auf denen der himmliſche Vater ſeine Kinder zu ſich heranziehe?“

Aber nicht nur in Bezug auf das formale, auch in Bezug auf das materiale Princip unſrer Kirche möchte Aßmuth noch die Toleranz bewahren. Er fragt: warum

ſollen wir denn unſre Gedanken in der für unſern Verſtand doch völlig unbegreiflichen Wahrheit, daß Chriſtus Gottes Sohn iſt und daß er in die Welt gekommen iſt, durch ſein Verdienſt die Sünder ſelig zu machen, als die einzig gültigen annehmen, warum nicht lieber mit herzlichem und kindlichem Glauben bei den einfachen Worten der Schrift ſtehen bleiben, ohne irgend Jemand aus dem großen Bruderkreiſe deswegen auszuſchließen, weil er ſich vielleicht nicht ganz daſſelbe unter jenem Ausdruck denkt, wie wir?"

Wir haben dieſe ſeine Worte angeführt, theils weil ſie uns zeigen, wie der Rationalismus noch in ihm wirkſam war und ihn trieb, das objectiv gegebene Wort der Offenbarung im Intereſſe menſchlicher Liebe unbeſtimmt zu faſſen, theils weil wir in neueſter Zeit ſolche, welche früher längſt über ſolchen Standpunct bloßer Toleranz hinaus zu ſein ſchienen, aber nicht zum Confeſſionalismus fortſchreiten mögen, aus dem ſubjectiv chriſtlichen Standpunct wieder in dieſe rationaliſtiſchen Reflexionen zurückfallen ſehen, wie das Alle, welche früher an Bunſens Werken ſich freuten, nun mit großem Schmerz wahrnehmen müſſen. — Große Leute fehlen auch!

Etwas ſpäter, doch in demſelben Jahre, war die Nothwendigkeit der Wiedergeburt zur Sprache gekommen und Aßmuth antwortet dem Freunde: „Wenn Du Niemand einen Chriſten nennen kannſt, nur weil er die äußerlichen chriſtlichen Gebräuche mitmacht, ſo gebe ich Dir darin Recht. Es iſt ein inneres Leben unerläßlich zum wahren

Chriſtenthum. Allein ich ſtimme nicht ein in die Nothwendigkeit einer gänzlichen, bald plötzlichen, bald allmähligen, immer einen beſtimmten Lebenszeitraum bezeichnenden Umwandlung. Ich zwar habe etwas davon erfahren, der ich lange im Dienſt der Sünde und des Irrthums geweilt habe und durch Gottes Gnade und wunderbare Leitung, vorzüglich durch fromme Menſchen zur Erkenntniß meines Irrweges und zu dem heiligen, doch noch lange nicht genug feſten Streben gekommen bin, ein wahrer Chriſt zu werden. Aber ich kenne Menſchen, die nie einer ſolchen Umgeſtaltung bedurft haben, weil ſie von echt chriſtlichen Eltern erzogen, ähnlichen Kämpfen nicht unterworfen geweſen ſind, wie wir, lieber Bruder. Sollte ſo ein Chriſtenthum weniger echt ſein, weil keine groben Fehltritte vorangingen? würde nicht aus Deinem Satze folgen, daß man um ein wahrer Chriſt zu ſein, vorher recht ein großer Sünder geworden ſein müſſe! Etwas Andres iſt es doch: ich muß mich in meinen angebornen Fehlern und Sünden erkennen, als: ich muß vorher geſündigt haben."

Es iſt nach Obigem kein Zweifel, daß der Vater ihn jetzt ſchon mächtig zum Sohne zog. Aber Aßmuth's Weſen, zum Theil das unberechtigte, ſündliche, irrthümliche, zum Theil auch das berechtigte, durch Temperament, Individualität beſtimmte, fand noch nicht die rechte Stellung zu dem Herrn und ſeinem Heil, und zog auch Weſentliches in die Bekämpfung der Art und Weiſe hinein, in der ihm der Freund die Wahrheit nahe brachte. Man

könnte, ohne das Irrthümliche in den ausgesprochenen Ansichten zu verkennen, mit Rücksicht auf den ernsten, milden und bedächtigen Gang von Aßmuth's Entwicklung fast wünschen, diese wäre in solcher Weise immer vorwärts geschritten. Sie wäre, so scheint es, vielleicht eine mehr theologische, darum nicht weniger lebendige, aber zugleich mehr organische geworden. Aber es ist unmöglich aus dem, die wesentlichen Lehren des Christenthums leugnenden Rationalismus heraus sich organisch zum Glaubensleben zu entwickeln. Der Faden muß abreißen und ein neues Gewebe muß beginnen, welches seine Fäden nicht an die Lehren des Rationalismus anknüpft, sondern an das, wovon er abgefallen ist.

Die Macht, welche in Vielen, auch in jenem Freunde früher, und in Aßmuth selbst später, dieses Werk vollziehen sollte, hatte indeß auch in den Ostseeprovinzen eine Stätte gefunden. Es war der neuere Pietismus. Dr. Kahnis hat in seinem Buche über den Protestantismus (Leipzig 1854 S. 222) nachgewiesen, daß dies nicht schlechtweg der alte Pietismus des 17. und 18. Jahrhunderts war. Es war auch nicht der herrnhutische Pietismus, der mit Letzterem verwandt ist und schon fast seit seinem Entstehen in den Provinzen (Kurland ausgenommen) sich angesiedelt, aber in hundert Jahren keine Kirchenbelebung bewirkt hatte, wie dieser sogenannte neue Pietismus. Dieser war nichts Anderes als die Reaction des erwachenden Christenglaubens gegen die ertödtende Macht des Rationalismus. Man hat Schleiermacher den

Kirchenvater der Neuzeit genannt. Und er iſt es ohne Zweifel, wenn auch in andrem Sinne, wie die alten Kirchenväter. Denn ſeine Macht beſtand nicht ſowohl im Geltendmachen des objectiven Gehalts der Kirchenlehre, als vielmehr in der wunderbaren, lebensvollen Gewalt des ſein Recht zum Leben in Gott in Anſpruch nehmenden Subjects. Dabei zog ſeine Arbeit auch immer mehr des poſitiven Inhalts hervor, aber doch ohne zur richtigen Einigung des Heilsobjects und des heilsbedürftigen Subjects zu gelangen. Schleiermacher, dieſer Rieſe in Zwerggeſtalt, der die Todtenkleider mächtig lüftete und daraus Schleier machte, war mit ſeiner Geſtalt und ſeinem Namen ein Typus ſeiner Zeit und ſeiner That. Denn der menſchliche Geiſt, auch der begabteſte, bleibt mit all ſeinem ſubjectiven Weſen ein Krüppel und kommt nicht weiter, als die Todtenkleider zu Schleiern zu verdünnen, die ihn umhüllen! So ging es Schleiermacher und der durch ihn bewegten Zeit. Aber auch das iſt viel, und das Regen ſeines Geiſtes hat Deutſchland und noch manches Land bewegt, bis Gottes Stunde kam, wo Er auch noch durch andere Werkzeuge ſeiner Barmherzigkeit den lebendig gewordenen Leib der Gemeine in die Kleider des Heils, in den Rock Chriſti hüllete, um den die Kriegsknechte gelooſet hatten und den Gott doch ewiglich aufbewahrt!

Es gehört ein genaues Studium von Schleiermachers Leben dazu, um es recht deutlich zu erkennen, wie viel Gewicht es eigentlich hat, daß Schleiermacher aus den

Schulen Herrnhuts hervorgegangen ist. Dies hat aber weniger Bedeutung für ihn, als für Herrnhut. Denn hat Schleiermacher das, wodurch er befähigt wurde, ein Werkzeug Gottes zu sein, aus Herrnhut, so scheint Wahrheit zu sein in der Behauptung, daß Gott Herrnhut gebraucht hat, um in todter Zeit das heilige Feuer zu behüten, bis die dazu berufene Hand es wieder auf den Altar der Kirche trug. Damit wäre aber auch Alles anerkannt, was anzuerkennen ist, und eine weitere Bedeutung Herrnhuts für die Entwickelung der Kirche kann aus Schleiermacher's Wirken nicht erkannt werden. Er hat die Besonderheiten ganz abgestreift und das Prokrustesbett verlassen, um der ganzen evangelischen Kirche zum Führer zu werden, nicht nach Herrnhut zurück, sondern in das Leben hinein, welches ihr eigenthümlich und ihrem Beruf auf Erden entsprechend ist.

Hat man gleichwohl Herrnhut in den Ostseeprovinzen immer mit dem neuern Pietismus zusammen wirken gesehen, und darum diesen als ein Kind des erstern angesehen, so hat man darin geirrt, und dies aus zwei Gründen. Erstlich sprachen wir vorhin schon von der Wesensverschiedenheit des Herrnhuterthums und des neuern Pietismus. Im Großen erweckende, die Kirche lebendig erbauende Kräfte sind von Herrnhut in der Christenheit nie ausgegangen. Es hat immer nur schon vorhandenes christliches Leben in seinen Scheuern gesammelt und zu erhalten gesucht. Der neuere Pietismus hatte aber durchaus bahnbrechende und erweckende Kraft

und iſt dadurch als Potenz im kirchlichen Leben der Neuzeit von Herrnhut total verſchieden. Nur die geſchichts- und traditionsloſe Subjectivität des neuern Pietismus, ſeine Faſſung der Kirche nur von ihrer unſichtbaren Seite, welche ihn gegen die Art ihrer äußern Geſtaltung gleichgültig machte, ſein Eifer im Conventikelweſen, wobei es ihm aber ſtets um die allgemeinſten Zwecke zu thun war, wie Herrnhut um die beſonderſten, eigenſten, machte es Herrnhut leicht, ſich an ihn anzuniſten, um (gleichſam wie eine erfreute Mutter) die ebengebornen Kindlein in das eigne Neſt zu ſammeln und ihnen vorzuſtellen, daß Herrnhut eben die rechte Gemeine ſei mit dem rechten Glauben und der rechten Verfaſſung, das wahre Philadelphia, die hundert vier und vierzig Tauſend in der Offenbarung und ſo weiter, wo möglich. Die Weſensverſchiedenheit mußte ihrer Zeit zu Tage kommen.

Der zweite Grund aber gegen die Zuſammengehörigkeit beider Erſcheinungen in den Oſtſeeprovinzen iſt die geſchichtliche Thatſache, daß hier ganz andre Factoren den Pietismus einführten, als Herrnhuts Diaconen, welche dabei nur Zuſchauer, in ihrer Art thätige Zuſchauer, aber nicht Mitwirkende waren. Abgeſehen von der bedeutenden Wirkung ausländiſcher Zeitſchriften und Bücher theologiſch wiſſenſchaftlichen und erbaulichen Inhalts, waren es die Profeſſoren der Theologie in Dorpat, welche, wie beſonders Cleinert und Buſch (während Henzi und Lenz den Uebergang bezeichnen aus der rationaliſtiſchen in die gläubige Zeit), recht eigentlich den neuern ſogenannten

Pietismus in die künftigen Prediger und somit auch Gemeinden gepflanzt haben. Ueber Kleinert müssen wir später Näheres sagen. Busch's evangelische Blätter dienten in populärer Weise den pietistischen Tendenzen. Eine eigenthümliche Stellung nahm in jener Zeit Sartorius ein. Er war nicht Pietist, sondern orthodoxer Theologe und verkündigte die lutherische Dogmatik im Gegensatz zum Rationalismus. In dieser Beziehung ward er verstanden, denn das stimmte mit den pietistischen Tendenzen. Aber seine Orthodoxie erschien den Pietisten kalt, wenn auch geistreich, und sie nahmen sich davon nur was ihnen gefiel. Gewiß aber war es die Bedeutung seines Wirkens, den Theologen der pietistischen Zeit das Ohr zu öffnen für die Klänge der kirchlichen Vergangenheit und so für den vollen Glockenton des kirchlichen Bekenntnisses, auch als er später im Gegensatz erschallte zu den Mängeln des Pietismus, den Sartorius noch gewähren ließ, sich freuend des gemeinsamen Gegensatzes gegen den Rationalismus.

Daraus geht denn wohl hervor, daß die Neubelebung der Kirche, wie anderwärts, so auch in den Ostseeprovinzen weder dem alten noch dem herrnhutischen Pietismus zuzuschreiben ist. Daß beide einen gewissen Einfluß auf den neuern Pietismus übten, wie er auf sie, soll damit nicht geleugnet werden.

Dieser Pietismus nun, mit seiner Forderung absoluter Wiedergeburt, kam dem Rationalismus wie die Hand, die dem Belsazar das mene, mene an die Wand

ſchrieb, daß ihm die Kniee ſchlotterten. Aber er war doch keine rein göttliche Erſcheinung. Wir möchten ſagen: die Schrift war wohl von Gott, aber die Hand, die ſie ſchrieb, war ſehr menſchlich. Der Pietismus hob vor allen Dingen das unmittelbare Verhältniß des Herzens zu Jeſu hervor und nahm dabei, durch den Gegenſatz zum Rationalismus veranlaßt, eine faſt indifferente Stellung zum erſten Glaubensartikel ein. Er verachtete ferner das Wort und die Sakramente zwar nicht, aber er ſah ſie noch nicht als die von dem Herrn ſelbſt geordneten unfehlbaren Gnadenmittel an, durch deren objective Macht Chriſtus ſelbſt erſt ſein Heil dem Menſchen mittheilt und des Menſchen Gemeinſchaft mit Gott wirkt, ordnet, mehrt und in Zucht hält. Er war ein entſchiedener Fortſchritt im Verhältniß zum Rationalismus, der alles Leben ausdörrte, aber er blieb dieſem doch darin verwandt, daß auch er nicht das Heilsobject unbeſchränkt auf ſich wirken ließ, ſondern daſſelbe zwang, dem ſubjectiven Seligkeitsgenuß des frommen Gefühls zu dienen. Und der Herr hat dieſe Mängel damals ſeinen eben erweckten Kindern nachgeſehn, bis ſeine Zeit kam, ſie weiter zu fördern.

Auch Aßmuth ward überwunden von der ſein Gefühl anſprechenden, unverkennbar göttliche Lebenskraft in ſich tragenden Weiſe des damaligen Pietismus. Hatte der Rationalismus alle Autorität der heiligen Schrift, alle kirchliche Tradition gründlich zerſtört, ſo konnte das neue Leben naturgemäß kaum anders beginnen als mit Her-

ſtellung des ſubjectiven Verhältniſſes zu Chriſto. Alle Fragen dieſes ſubjectiven Verhältniſſes traten in den Vordergrund. Erweckung, Bekehrung, Wiedergeburt waren die Lebensfragen, waren Gegenſtand der Predigt und Seelſorge und ſonſtiger Beſprechung, wobei ſie ziemlich unterſchiedslos durch einander geworfen wurden. Ein Fortſchritt geſchah, als etwas ſpäter das Verhältniß der Heiligung zur Rechtfertigung die Gemüther beſchäftigte und den Uebergang bildete zu objectiverer Anſchauung des Offenbarungsinhalts. Zunächſt aber galt es immer die Antwort auf die Fragen: glaubſt du, daß du ein Sünder biſt? und glaubſt du, daß Chriſtus dein Heiland iſt? Glaubſt du das, ſo biſt du wiedergeboren, biſt ein Chriſt. Haſt du den Herrn Chriſtum recht von Herzen lieb? Und wer darauf mit Ja antwortete, der war ein Bruder in Chriſto und ward als ein Sünder angeſehn, in dem das Wunder der Erweckung ſich vollzogen hatte. Kreiſe ſolcher Brüder bildeten ſich überall und ſelige Gemeinſchaftsgefühle wurden da ſorglich gepflegt.

Es waren Anfangsdinge chriſtlichen Lebens und nicht einmal alle die, welche Hebr. 6, 1 u. 2 angegeben ſind. Es war Alles auf weitere Entwickelung angelegt. Nur wenn man ſich in dieſen Anfangsdingen zufrieden gab, wenn man die darin liegenden Einſeitigkeiten nicht ſah, oder, darauf aufmerkſam gemacht, dieſelben feſthalten wollte, mußte dieſe Richtung Gefahr bringen und zur Carricatur werden, gerade wie ein Kind zur Carricatur wird, das behauptet ſchon Manns genug zu ſein oder

ſich weigert Mann zu werden. In dieſer Beziehung war es vom Uebel, daß Herrnhut damals ſeinen Einfluß geſchäftig geltend machte, denn dadurch ward die ganze Bewegung aufgehalten. Herrnhut will überall — wir werden das ſpäter noch genauer erkennen — ſeinen Pietismus feſthalten und wollte ſo auch jetzt die lebendige Entwickelung der Kirche in dieſelben Windeln faſſen, in denen es ſich ſelbſt erwürgen wird, wenn es ſie nicht noch zeitig zerreißt, ſowohl hier als in Deutſchland. Indeß das erkannte man damals noch nicht. Auch Aßmuth ward bald in dieſes Geleis hineingezogen und bewegte ſich darin bis in das Jahr 1846, wo die aufgehaltene Entwickelung ſich mächtig Bahn brach und ſein Leben um ſo mehr in ſich aufnahm, als er doch ſtets geſunde Elemente bewahrt hatte.

Im Jahre 1826 hören wir ihn ſchon entſchieden das Meiſte in ſeinen frühern Briefen widerrufen und als Summe ſeines Glaubensſtandes ausſprechen: wir ſind allzumal Sünder und aus Gnaden ſind wir ſelig geworden. Den Ausſchlag aber gab eine mit dem Freunde unternommene Reiſe nach St. Petersburg im Anfang des Jahres 1829. Am 15. März d. J. bemerken wir in einem Briefe ein tiefes Ergriffenſein von den Reiſeeindrücken und von einem Schreiben des Freundes. „Ja, lieber Herzensbruder — ſchreibt Aßmuth — Dein Brief gab den Ausſchlag und ich kann es nicht verkennen, daß der Herr Dich auserwählt hat, mich zu ſich zu führen

und in ſich zu befeſtigen. Gott ſegne Dein Apoſtelamt an meiner Seele. Er wolle uns gnädiglich hinüberführen in ſein Reich, in die Gemeinſchaft ſeines lieben Sohnes und es nicht fehlen laſſen an Erweckung zur Treue. Und er wird es thun. Darauf ſpricht ſein Geiſt in mir ein fröhlich und zuverſichtlich Amen."

ſich weigert Mann zu werden. In dieſer Beziehung war es vom Uebel, daß Herrnhut damals ſeinen Einfluß geſchäftig geltend machte, denn dadurch ward die ganze Bewegung aufgehalten. Herrnhut will überall — wir werden das ſpäter noch genauer erkennen — ſeinen Pietismus feſthalten und wollte ſo auch jetzt die lebendige Entwickelung der Kirche in dieſelben Windeln faſſen, in denen es ſich ſelbſt erwürgen wird, wenn es ſie nicht noch zeitig zerreißt, ſowohl hier als in Deutſchland. Indeß das erkannte man damals noch nicht. Auch Aßmuth ward bald in dieſes Geleis hineingezogen und bewegte ſich darin bis in das Jahr 1846, wo die aufgehaltene Entwickelung ſich mächtig Bahn brach und ſein Leben um ſo mehr in ſich aufnahm, als er doch ſtets geſunde Elemente bewahrt hatte.

Im Jahre 1826 hören wir ihn ſchon entſchieden das Meiſte in ſeinen frühern Briefen widerrufen und als Summe ſeines Glaubensſtandes ausſprechen: wir ſind allzumal Sünder und aus Gnaden ſind wir ſelig geworden. Den Ausſchlag aber gab eine mit dem Freunde unternommene Reiſe nach St. Petersburg im Anfang des Jahres 1829. Am 15. März d. J. bemerken wir in einem Briefe ein tiefes Ergriffenſein von den Reiſeeindrücken und von einem Schreiben des Freundes. „Ja, lieber Herzensbruder — ſchreibt Aßmuth — Dein Brief gab den Ausſchlag und ich kann es nicht verkennen, daß der Herr Dich auserwählt hat, mich zu ſich zu führen

und in ſich zu befeſtigen. Gott ſegne Dein Apoſtelamt an meiner Seele. Er wolle uns gnädiglich hinüberführen in ſein Reich, in die Gemeinſchaft ſeines lieben Sohnes und es nicht fehlen laſſen an Erweckung zur Treue. Und er wird es thun. Darauf ſpricht ſein Geiſt in mir ein fröhlich und zuverſichtlich Amen."

II.

Aßmuth als Prediger und Lehrer der Esthen.

Das umfangreichste Gebiet der Wirksamkeit der livländischen Landprediger ist das Volk, in diesem Theile Livlands die Esthen. So viel auch geredet worden ist von dem niedern Stande der Cultur dieses Volks, so sehr man, und nicht ohne Grund, über der Esthen Rohheit, Trägheit, Unverstand, Unzuverlässigkeit, Lügenhaftigkeit, Dieberei, Mißtrauen und Tücke sich beklagt hat, so bleibt es doch auch wahr, daß in dem Volke ein Fond geistigen Lebens ruht, dessen Allen zugängliche Zeugnisse in den neuerdings gesammelten Liedern des Volks[1] und in der den finnischen Stämmen gemeinsamen Kallewisage[2] vorliegen. Sind auch allerdings die Zeiten vorüber, wo diese Geisteszeugnisse in dem Volke selbst lebten, so hat sich doch das lange Zeit nicht genug gepflegte, oft nie-

[1] Neuß, Esthnische Volkslieder. Reval 1850.

[2] S. Dr. Kreuzwald's Bearbeitung der Kallewipoea in den Jahresberichten der Esthnischen Gesellschaft in Dorpat.

dergehaltene Leben seitwärts Bahnen gebrochen, da es aufwärts nicht ging, und sich Formen gegeben, die der gewöhnlichen Culturform oft unverständlich, deshalb aber nicht sinnlos, sondern voll lyrischer Empfindung, voll scharfen Witzes, beißenden Spottes, pfiffiger Berechnung sind.

Statt das Volk zu richten oder zu verachten, sollte man lieber fragen: wer *liebt* dieses Volk wirklich? Das zu thun ist nicht leicht, denn das Volk ist noch mißtrauisch auch gegen die aufrichtigste Liebe und verletzt dadurch bei vielen einzelnen Liebesbeweisen, die man ihm hat angedeihen lassen. Dieses ist die härteste Probe der Liebe und hat wohl Manchen schon abgeschreckt. Deshalb müssen wir die Frage steigern: wer will dieses Volk lieben bis in den Tod? — Nur wo die, welchen das Leben dieses Volkes anvertraut ist von Gott, sich vor Gott willig finden lassen, ihres Lebens um der Pflicht willen nicht zu schonen, und es so dem Volke zum Opfer zu bringen, in an demselben zu übender Liebe und Zucht, nur da geht die Verheißung und der volle Segen Gottes mit.

Einer hat es gethan, hat sich nicht abschrecken lassen, hat es bis zum Tode geliebt, als er sein Leben auch für das Esthenvolk dahingab am Kreuz auf Golgatha! *Und für Diesen hat das Esthenvolk wohl ein Herz!* Die unzweideutige, einfache, keinem Mißtrauen Raum gebende, das Gemüth zugleich beugende und erhebende Wahrheit und Liebe Christi zieht dieses Volk mächtig

an. Der Prediger, welcher ſeine Aufgabe erkennt, hat da ein großes, ſegensreiches Feld der Wirkſamkeit.

Es iſt nicht unwahr, daß das Eſthen-Volk lange Zeit in dieſer Richtung durch herrnhutiſche Einflüſſe beſtimmt worden iſt. Es iſt aber ganz unwahr und ein Zeichen theils herrnhutiſcher Einſeitigkeit, theils überhaupt unkirchlichen Sinnes, wenn man behauptet hat, daß dieſer herrnhutiſchen Wirkſamkeit gegenüber die der Prediger gleich Null ſei. Nicht einmal zur Zeit des Rationalismus iſt dies wahr geweſen, noch viel weniger in den Kirchſpielen, wo gläubige Prediger gewirkt haben, am allerwenigſten iſt es wahr zu unſerer Zeit. Wenn Freunde Herrnhuts dieſem den Ruhm beimeſſen, in der Zeit des Rationalismus, ja überhaupt zuerſt den Sinn für das Evangelium in den Nationalen geweckt zu haben, ſo geht dieſe Behauptung über Herrnhuts allgemeinen Charakter hinaus, wonach es das in der Chriſtenheit ſchon erweckte Leben in ſeiner Art pflegen will. Ferner trägt dieſe Behauptung viel zu ſehr den Stempel des Sectengeiſtes, um lange gelten zu können. Sollen die Sonntagsgottesdienſte in den Kirchen, die daſelbſt verleſenen bibliſchen Texte, ſollen die Sakramente, ſollen der Catechismus und die geliebten, viel geſungenen Lieder des Geſangbuches nichts gewirkt haben, ſelbſt zur Zeit des Rationalismus, wo freilich die Predigt dem Volke mehr vorenthielt als gab? Freilich brüderiſch geſinnt hat das Alles das Eſthen-Volk nie gemacht. Conventikelluſt hat es in demſelben nie gewirkt. Subjective Gefühlsluſt aller Art und falſche Gemeinſchaftsbande ſind

von dem Worte und den Sakramenten des Herrn nie ausgegangen!

Aber nicht zu verschweigen ist, daß zu keiner Zeit früher solch' mächtiger Gefühlseinfluß gewirkt worden ist, als da, wo die Prediger selbst, durch den Pietismus veranlaßt, Sympathieen für Herrnhut empfanden. Das waren Tage unverhoffter Ernte für Herrnhut, als die Prediger mit dem begeisterten Herzen und Munde den herrnhutischen Diakonen mit ihrer immer sehr dürftigen Kenntniß der esthnischen Sprache, mit ihrem eng- und herrnhutisch begrenzten Gesichtskreis zu Hülfe kamen und in die Hände arbeiteten. Aber als da Herrnhut hocherfreut seine Thore den andringenden Schaaren öffnete und die Arbeit der Prediger mit seinem Siegel stempelte, da merkte es nicht, daß der Herr der Kirche viel höhere Gedanken hatte, als Herrnhuts enge Räume nur zu füllen, daß die Zuchtkräfte Herrnhuts den aufgenommenen Schaaren nicht gewachsen sein würden, und daß Herrnhuts Loos wohl in den Schooß fiel, aber nur um als selbstgewähltes und nicht vom Herrn bestelltes Sammlungsmittel der Gläubigen offenbar zu werden.

Aßmuth hat das Volk mit der Liebe Christi geliebt, das dürfen wir in Wahrheit sagen. Die Liebe Christi hat ihn gedrungen, seines Lebens beste Kraft an die Arbeit für dieses Volk zu setzen. Wenn auch, namentlich in der Zeit des Pietismus, sich noch viel menschliche Liebe der göttlichen beimischte, wenn er auch, nach seiner Art, des Guten zu viel, des Schlechten zu wenig bei

ihnen erkannte, wenn er so auch das Volk ein wenig verwöhnte, so bleibt es doch wahr, er hat es geliebt und der Herr hat seine Liebe zum Volke auch zuletzt noch geläutert im Schmelzofen sehr bitterer Enttäuschung. Aber Aßmuth hat sie geliebt, die Esthen, bis ans Ende!

Welcher Art der Eindruck war, den Aßmuth zu Anfang seiner Predigerwirksamkeit von diesem Felde seines Wirkens empfing, sehen wir aus einem Briefe an den Freund, den er 1824 schrieb, noch ehe seine Seele sich eingelebt hatte in die Anschauungsweise des Pietismus. Er freut sich zuerst seiner „Einigkeit mit der Gemeinde". Während dies noch an den Frieden erinnert, der doch noch kein rechter ist, der aber oft als Summe alles Amtsglücks gerühmt wurde mit der fast stereotypen Formel: „gottlob, ich lebe mit meiner Gemeinde in Frieden", vermißt doch Aßmuth sofort z. B. „herzliches Vertrauen von Seiten der Landleute, besonders in Gewissenssachen; engeres Anschließen, um specielle Seelsorge zu ermöglichen; treueres Mitwirken der Schulmeister und der Kirchenbeamten für Schule und Kinderzucht". Er gibt sich selbst zuerst die Schuld, sieht sie aber auch noch in der National- und Standesverschiedenheit, welche eine so große Kluft befestige zwischen deutschen Predigern und esthnischen Bauern, und spricht es endlich damals aus, was er in späterer Entwickelung in Abrede stellte, um es in den letzten Jahren noch schmerzlicher bestätigt zu finden: daß der Einfluß der Brüdergemeinde wenigstens die Folge habe, daß der Prediger jetzt bei dem besten

Willen nur halber Seelſorger ſeiner Gemeinde ſein könne. Er ſah von ihrer Seite einen Eindrang in die innerſte und tiefſte Seite der Predigerwirkſamkeit, fand das Geheimnißvolle ihres Sectenweſens ſehr fremdartig und dem Geiſte des Chriſtenthums durchaus zuwider!!

Aber dieſe Gedanken wurden vom Pietismus bald zum Schweigen gebracht und Aßmuth gab ſich mit der ganzen Begeiſterung ſeines warmen und treuen Herzens nun der Richtung hin, in die er hineingezogen war und der Ausrichtung ſeines Amtes, ſo wie der Pietismus dazu trieb. Es war zuerſt natürlich die Predigt, in die ſich die ganze Kraft wie Schwäche dieſer Richtung ergoß. Ein kleiner Kampf bezeichnet ſogleich die erſte Zeit der vorzugsweiſe erwecklichen Predigten. Aßmuth hatte im Mai 1829 ſeinem Freunde die Kanzel eingeräumt und dieſer hatte eine eſthniſche Predigt gehalten, welche gewaltige Aufregung für und wider, alſo Erbauung und Aergerniß, gegeben hatte. Aßmuths damaliger Propſt M. in E., entſchiedener Rationaliſt, hatte von der Predigt, welche in vielen Kirchſpielen rumorte, gehört und ſtrafte Aßmuth in einem amtlichen Schreiben, daß er jenem Freunde, einem aus fremder Gegend Gekommenen, die Kanzel übergeben habe. Aßmuth vertheidigte ſich mit dem vollgültigen Grunde, daß der Freund Candidat des rigaiſchen Conſiſtoriums ſei, alſo die volle venia concionandi habe. Aber der im rationaliſtiſchen Frieden unangenehm geſtörte Propſt ſchrieb: „Wer Andre Gehorſam lehrt, ſoll ihn ſelbſt üben“. — Die Sache kam vor den

Generalſuperintendenten Berg. Dieſer aber ſchrieb: „Der Mann (der Freund Aßmuth's) hat vor Gott und Menſchen das Recht zu predigen“. Da nun keine nachweisbaren Irrthümer oder Irrlehren aus der Predigt vorhanden waren, ſo war Aßmuth gerechtfertigt und der allzu eifrige Propſt zum Schweigen gebracht, die Freunde aber fuhren fort freudig zu bekennen den Namen Jeſu. Aßmuth's Wirkſamkeit als Prediger iſt es aber, welche allerdings ein beſonderes Wort verdient.

Im Jahre 1830 ſchrieb er einmal: „Wie fern war ich von Chriſto, als ich ſein Wort in dieſer Gemeine zu verkündigen anfing. Und wie treu hat mich der Herr, zum Theil durch dieſelbe Gemeine, deren Lenker und Seelſorger ich ſein wollte, dahin geleitet, wo ich jetzt bin, zur erſten und unterſten Stufe der Erkenntniß zwar, aber doch zu der Erkenntniß, daß ich ein Sünder und doch nicht verloren bin“. Dieſe Erfahrung ſeines Herzens war es nun, deren Seligkeit Aßmuth Jedem in ſeiner Gemeinde wünſchte und während er im perſönlichen Verkehr nicht viel ſprach, war es, wenn er auf der Kanzel reden mußte, als wenn ſein ganzes inneres Leben ſich in die Predigt ergoſſen hätte. Es galt ihm nicht zunächſt Darreichung des Wortes Gottes, des Glaubensbekenntniſſes der Kirche, es galt ihm, Alles möglichſt auszubeuten zu dem Zweck, recht viele Menſchen zu erwecken, „ſie zu Sündern zu machen, welche nach Gnade verlangten“. Er ſah ſich weniger als Hirten der Gemeinde an, mehr als Kämpfer gegen die Welt. Die Gemeinde

erſchien ihm als ein Theil der verlorenen Welt. So viele Einzelne als möglich aus dieſen Weltbanden zu erlöſen, erſchien ihm als heilige Pflicht. Und es war wahrhaft erſtaunenswerth, welcher Kraftentwickelung, welcher unermüdlichen Spannkraft ſeine Seele ſich hier fähig zeigte. Wenn Aßmuth, der es liebte, beim Gottesdienſt mitten in der Gemeinde zu ſitzen, während des Liedes in ſeiner Bank ſaß, wenn er dann auf die Kanzel trat, ſo war ihm nichts anzuſehn von dem, was hernach geſchehen ſollte. Er war faſt unter mittlerer Größe, ohne Geſtalt und Schöne, demüthig in ſeiner ganzen Erſcheinung. Man erwartete nichts Außerordentliches. Anfangs der Predigt war es auch oft noch ganz gewöhnlich. Aber wenn ſeine Seele nun ergriffen ward von einem Wort im Text, oder von einem plötzlich lebendiger ſich ſeinem Geiſte darſtellenden Bilde aus der Gemeinde, wenn er die unermeßliche Wichtigkeit jenes Wortes für's Leben nachwies, das Elend der Armen ſchilderte, die ohne ſolche Wirkung dahinlebten, die Seligkeit derer pries, die an Chriſti Herzen ruhten, wenn er drohete, oder wenn er ſo innig bat, dann war in dem Allen eine Macht, die von Gott kam. Da am Meiſten ſtand Aßmuth als Knecht Gottes in der Zeit da, in welcher er lebte, da war er ein Zeuge für das Chriſtenthum, wie es unleugbar auch in jenem Pietismus eine Stätte hatte und eine unvollkommene Form und Hülle, die es ſeiner Zeit abwerfen mußte, um zu größerer Vollkommenheit zu fahren. Außerordentlich war auch der Erfolg oder die Wirkung ſei-

ner Predigt im Gottesdienſte. Die Kirche war oft ſo gefüllt, daß ein großer Theil draußen ſtehen mußte. Aber die größte Hälfte der Gemeine ward ergriffen von der Macht der Begeiſterung, der ernſten Drohung oder der demüthig liebevollen Bitte. Da war es dem (etwa zuerſt) dem Gottesdienſt beiwohnenden Fremden und namentlich Deutſchen, doch ein wunderbarer Anblick, wie die Männer und Weiber des Volkes mit äußerſter Aufmerkſamkeit an dem Worte des Predigers hingen, wie da Vielen von ihnen die Thränen herabrannen über die rauhen, wetterharten Geſichter, wie ſie ſich beugten dem gehörten Worte, das ihre Herzen ergriff. Man konnte, wenn man dieſes Leben ſah in der ſtillen Eſthenkirche, es gar nicht verkennen, daß man in eine Werkſtätte des Geiſtes Gottes gekommen war, und etwas von ſeiner inwendigen Arbeit mit Augen ſah. Es war auch unmöglich, an rhetoriſche Kunſtgriffe, an unwahres oder gemachtes Weſen bei Aßmuth's Predigt zu denken, ſo einfach, ſo ſubjectiv wahr, ſo ohne Affectation, ſelbſt ohne Geſticulation, rein aus dem Herzen war er beredt. Die Modulation ſeiner von Natur gar nicht wohltönenden Stimme, wirkte angenehm, der Blick ſeines Auges, das wohl vom Taubenauge etwas hatte, aber doch nicht ſchön zu nennen war, drang in die Seele, denn in dem Allen lag ſeine ganze Seele und es war Alles natürlich und ungezwungen. Aßmuth predigte lange, er war über zwei Stunden auf der Kanzel. Aber in vielen dieſer Predigten merkte man

die Zeit nicht, man nahm nur ausſtrömende Lebenskraft ein.

Noch jetzt, obwohl wir erkennen, was das Fehlerhafte und Menſchliche war in dieſer Predigtweiſe, können wir nicht anders als mit inniger Freude an jene Stunden denken, wo wir Aßmuth auf der Kanzel hörten. Wir würden jetzt gewiß nicht mehr ſo erbaut werden von einer ſolchen Predigt. Aber in jene Zeit gehörte ſie und war eine Blüthe jener Kirchenzeit. Von jener Zeit verlangen, was erſt eine ſpätere Zeit bringen ſollte, die Leiſtungen jener Zeit durchaus verwerfen, weil ſie noch nicht waren wie ſie ſein ſollten, wäre Unrecht. Vielmehr war es gerade das Vorzügliche an Aßmuth's damaligen Predigten, daß ſie eine relativ vollkommene Löſung der Aufgabe waren, welche ſich der gläubige Prediger ſtellte. Niemand gab Beſſeres, denn Niemand wußte es beſſer.

Allerdings machte ſich die Aufgabe des Evangeliums, als die ewig ſich gleiche Macht zur Seligkeit durch den Wechſel des Menſchenlebens ſich hindurch zu ziehen, der Felscharakter deſſelben, an welchem die unruhigen Wellen branden, ohne ihn zu bewegen, weniger fühlbar. Die in der Zeit liegende Auffaſſung des Evangeliums trat ſtärker hervor als das Evangelium ſelbſt, die Perſönlichkeit des von Chriſto ergriffenen Predigers mehr als die Perſon Chriſti, überhaupt allerlei Chriſtliches mehr als Chriſtus.

Aßmuth hat das ſelbſt ſpäter erkannt und von dieſer ſpäteren Erkenntniß iſt ihm manchmal ein trübes Licht

auf ſeine ganze frühere Wirkſamkeit gefallen. So mußte es ſein. Aber der Wille war lauter in dieſer Zeit und nur was dem Knecht gegeben iſt, wird von ihm gefordert. Daß Gott freilich ſchon lange viel mehr gegeben hatte, iſt ja wahr. Daß man das damals nicht wußte, Schuld der Menſchen. Aber man wußte es noch nicht. Gott der Herr ſelbſt hat auch dieſe Unwiſſenheit überſehn und jene Zeit nicht verſchmäht. Er iſt auch damals zu ſeiner Gemeinde gekommen und hat ſie geſegnet nach dem Maß und der Art ihres Glaubens, ja darüber hinaus.

Es iſt faſt überflüſſig zu ſagen, daß Aßmuth immer ganz frei ſprach, wenn er eſthniſch predigte, nicht gewöhnlich ſo, wenn deutſch. Es iſt längſt anerkannt, daß das freie, nicht an's Concept gebundene Predigen das allein der Sache angemeſſene iſt, und das Ableſen der Predigt eigentlich nur durch Alter oder Krankheit und Schwäche entſchuldigt werden kann. Wenn man aber aus dieſem Grunde jungen, noch ungeübten Predigern das wörtliche Memoriren der ausgearbeiteten Predigt zur Pflicht gemacht hat, ſo können wir dem nicht beiſtimmen. Es erinnert das immer an die Zeit des Rationalismus, wo die Predigt als vorzutragendes Kunſtproduct erſchien, deſſen Zuſammenhang mit dem Text, mit dem innerſten Leben des Predigers und der Gemeinde faſt gar nicht in Betracht kam. Die Apoſtel Petrus und Paulus haben ihre Predigten nicht zuvor auswendig gelernt. Wir ſind freilich nicht Apoſtel und unſre Zeit iſt eine andre

als die apoſtoliſche. Dennoch iſt feſtzuhalten, daß die Predigt ein Ergebniß des Glaubenslebens ſein muß, des Lebens im Text und in der Gemeinde. Iſt das der Fall, ſo wird ſich bei der Meditation die Predigt ſo imprimiren, daß ein wörtlich Memoriren nicht nöthig ſein wird, daß der Prediger wird frei ſprechen können, auch wenn er vorher aufgeſchrieben hat, und doch bewahrt ſein vor dem Uebel aller Uebel beim Predigen, dem heilloſen Extemporiren und Improviſiren der Predigt, wobei der Prediger ſo leicht ganz aufhört ein Organ Gottes an die Gemeinde zu ſein. Lebe im Worte Gottes und in der Gemeinde, meditire von da aus und — wie, wenn wir nicht irren, Palmer ſagt — der Glaube wird dich lehren was, die Liebe wie, und die Hoffnung wozu du zu predigen haſt.

Aßmuth's Meditation für die Predigt währte nicht lange. Aber wenn er am Sonnabend Abend in ſein Zimmer ſich zurückzog, ſo las er den Text, gedachte der Gemeinde, erbetete ſich auf ſeinen Knieen die Predigt und ſo ward ſie ein Stück ſeines Lebens. Es iſt als wäre es heute, ſo ſehen wir ihn, als er irgendwo geleſen hatte, die Predigt müſſe ein Stück Leben ſein, aufſtehen und mit aller Zuverſicht ſagen: „Ja, die Predigt iſt ein Stück meines Lebens".

Wie es aber bei der Predigt war, ſo war es auch bei all ſeinem ſonſtigen amtlichen Thun an der eſthniſchen Gemeine, von der wir jetzt zunächſt reden. Er war mit ſeinem ganzen Herzen dabei.

**

Freunde, die das ſahen, fürchteten für ſeine Geſundheit. Es fehlte nicht an einem wohlmeinenden Warner. Sein Schwiegervater, der Paſtor Hörſchelmann von Matthäi, hatte ihn einige Mal am Sonntag arbeiten geſehen und predigen gehört und ſchrieb ihm darauf unter Andrem: „biſt Du nicht überdies ſelbſt der Meinung, daß der ſchönen Himmels- und Friedensſache, welche wir im Namen unſres Herrn zu verkündigen haben, nur die Ruhe und der Friede in Ton, Haltung und Geberde allein recht entſpricht und daß wir auch nur damit Zugang zu den Herzen der armen Eſthen finden, denen aus ihren anderweitigen Verhältniſſen jede an Poltern und Schreien ſtreifende Belehrung bis zur Erbitterung verleidet ſein muß? Auch haſt du es ja mit einer frommen Gemeinde zu thun, die man doch nicht ſonntäglich wie halsſtarrige Sünder behandeln muß. Ein nothwendiges Donnerwort muß wohl überhaupt ſelten gebraucht werden".

Hier ſprach ein von Natur in allen Dingen Maß haltender Charakter, den Aßmuth perſönlich ſehr liebte. Aber eben daß die Natur aus Jenem ſprach, der damals noch ganz dem Rationalismus angehörte und keine Ahnung hatte von dem Leben, welches Aßmuth bewegte, ſtörte die Wirkung dieſer wohlmeinenden, aber, bei mancher Wahrheit, doch fehlgehenden Warnung. Aßmuth ſtrafte ſich wohl, daß er es an „Sanftmuth und Herzensinnigkeit" fehlen laſſe, war aber auch betrübt darüber, daß ſeine Lebhaftigkeit nur den Eindruck des Polterns und Schreiens gemacht haben ſolle, da doch der Glaube auch eifern

mache, auch die Verſchiedenheit des Temperaments in Anſchlag zu bringen ſei. Die Warnung ging ſo verloren, bis ſie ſpäter, freilich als es ſchon für Erhaltung ſeiner Körperkraft zu ſpät war, von andrer Seite mit mehr Erfolg, weil von gleichem aber nicht mehr pietiſtiſchen Glaubensſtande aus geltend gemacht ward. Jetzt blieb immer noch Bewegung, Erweckung der Herzen Aßmuth's Hauptaugenmerk, und wo er ſie nicht wahrnahm, da meinte er, er habe noch nicht genug gethan, es ſei noch nichts geſchehen, es ſeien neue Anſtrengungen nöthig.

Es kam nun vor, daß er fünf Mal an Einem Tage reden mußte, zwei Mal im herrnhutiſchen Bethauſe, einmal vor einer Gehülfenverſammlung, Beichte und Predigt in der Kirche, in einem Dorfſchulhauſe oder bei ſonſtiger amtlicher Gelegenheit. Als er ſo am 2. Februar 1835 einſt mit ſchwerem Nervenkopfſchmerz auf ſein fünf und zwanzig Werſt entlegenes Filial Lohhuſu fuhr, und er in der kleinen alten, hölzernen Kirche ſtand, überfiel ihn bei der Beichte mit vierhundert und fünfzig Communicanten eine ſchreckliche Angſt, der Schweiß trat hervor, er konnte kaum ſtehen. Am folgenden Morgen fühlte er ſich wohler, aber beim Beginn der Predigt überfiel ihn dieſelbe Angſt. Da löſte ſich plötzlich etwas in der Bruſt und ein Blutſtrom quoll ihm aus dem Munde, der eine Weile das Reden verbot. Aber — damit war die Laſt und der Druck weg und er ſagt, — wir aber ſetzen es als für ſeine damalige Richtung bezeichnend hierher: — „von da an war es herrlich von Chriſto dem Keltertreter mit blutbeſprengten Kleidern zu reden,

und nach vier Stunden mit Austheilung des Sakraments ging es gut, denn ich war auf meinem Platze und konnte für Ihn arbeiten, der sein heiliges Blut für mich vergossen hat!“ (s. Anhang, II, Gnade, V. 1).

Alle drei Wochen fuhr Aßmuth auf sein Filial, wo dann aus benachbarten Kirchspielen viele Leute sich zum Gottesdienste sammelten. Die Fahrten bei jeglichem Weg und Wetter, die amtlichen Geschäfte, die Anordnungen in dem beim Filial befindlichen Pastoratsgebiet, das manche Sorge machte, griffen ihn sehr an. Aber die Einfachheit, Treuherzigkeit der dortigen Waldmenschen erfreute ihn auch sehr und war ihm lieber, als das abgeschliffnere, feinere, üppigere Wesen der Tormaschen Gemeine. Wenn dann an schönen Sommerabenden die Arbeit im Filial gethan war, und die zum Gottesdienst in Böten aus dem Tormaschen Antheil herangekommenen Leute ihn ins Boot aufnahmen und bis Tschornaja derewnia ruderten, wenn sie, von den Wellen des Peipussees sanft geschaukelt, schöne Lieder sangen oder gute Gespräche führten, dann ruhte da Aßmuth recht selig aus und kam erfrischt nach Hause zurück.

Confirmandenlehre.

Die Arbeit, welche nächst der Predigt, die Thätigkeit des Pastors am Meisten in Anspruch nimmt, ist die Confirmandenlehre. Die Zahl der Confirmanden war in Torma sehr oft weit über hundert. Also im Jahre waren es circa zwei hundert und fünfzig Kinder, welche während acht Wochen

der Seelenpflege des Paſtors anvertraut waren. Der Unterricht derſelben verlangt Lehrhaftigkeit. Aßmuth empfand dieſen heilſamen Zwang wohl, aber auch hier mußte die Lehre dem Princip der Erweckung weichen. Es galt hier die jungen Herzen „gründlich anzufaſſen“. Aßmuth meinte es aber durchaus ehrlich damit und es war ihm ein großer Ernſt. Die Gefahr ſah er nicht ſogleich, daß die Kinder durch ein zu ſtarkes Einwirken auf ihr Gefühl wohl auch zu unbewußter Unwahrheit konnten angeleitet werden, und bei ihm, bei ſeinem wirklich liebenden und dem Herrn Chriſto ergebenen Herzen, war ſie auch geringer. Es war in der That ein bedeutender Erfolg, den er erlebte. Anfangs waren die Kinder, wie Kinder und namentlich Eſthenkinder ſind. Er rief ſie nun zu ſechs oder acht aus dem größern Haufen vor ſich und redete dieſe überhörend, fragend, ermahnend an. Dazwiſchen wandte er ſich an Alle und es währte nicht lange, da entſtand unter ihnen eine Bewegung, die ſie trieb, auch außer den Lehrſtunden ihren lieben Paſtor zu beſuchen, um ihm zum Theil ſehr aufrichtige und eingehende, zum Theil freilich auch nur ſehr allgemeine Bekenntniſſe aus ihrem Leben zu machen. Gab er die Stunden in der Kirche, was in den erſten Jahren gewöhnlich geſchah, ſo ſah man ihn dort nach der Stunde oft lange ſtehen, umgeben von der Schaar ſeiner Kinder, die da weinten und ihre Sünden ihm bekannten. Während der Stunden war es ſchwer, dieſe anfangs geiſtig ſo wenig regen Kinder zu anhaltend aufmerkſamem Zuhören zu bringen. In den

letzten Reihen gab es oft Unruhe. Aber Aßmuth wußte dem zu steuern, ließ auch später die Schulmeister der Reihe nach während der Lehrstunde dejouriren. Einst trat in der Stunde ein ernsterer Knabe vor und sagte: lieber Lehrer, hinter mir liegen sich Mehrere in den Haaren (on karropiddi kous). Aßmuth blieb bei dieser Anzeige ganz ruhig und sagte nur laut: so mache Einer jetzt gleich die Kirchenthür auf für Alle, die nicht mehr Gottes Wort hören wollen. Ich will Niemanden zwingen die Gnadenbotschaft anzuhören. Das wirkte. Keiner ging und Alle hörten aufmerksam zu.

Am Abend ging dann Aßmuth wohl auch noch in des Küsters Haus, wo die Kinder wohnten, redete dort väterlich und betete mit ihnen und war abermals Zeuge der Bewegung dieser jungen Herzen. Einmal baten sie ihn zum Schluß noch ein Lied mit ihnen zu singen. „Ich nahm — schreibt er — „Du blutiger Versöhner". „Als ich wegging, umgaben mich die Kinder wieder und „wollten mich gar nicht loslassen. Endlich trat ich hinaus, „die Kinderschaar umgab mich, die Sterne leuchteten am „Himmel. Ich dachte an Abrahams Verheißung und „blickte mit den Kindern dankend hinauf!" — Wenn unter den Kindern solche waren, die nicht ordentlich lesen konnten und den Katechismus nicht verstanden, so nahm Aßmuth sie nicht zur Confirmation an, trotz allem Weh-klagen und Bitten. Sie mußten das nächste Jahr abermals der Lehre beiwohnen.

Nach ſolcher Liebe und Zucht, wie die Kinder ſie in dieſen Lehrwochen erfuhren, läßt ſich nun auch denken, daß der Tag der Confirmation ein Feſttag war für den Paſtor, die Confirmanden und die Gemeinde. Wenn dabei auch unleugbar die Herzensbewegung zu ſtark bemerkbar wurde, ſo war es doch Aßmuth gelungen, der Gemeinde dieſen Tag zu einem großen und lieben Feſttag zu machen, was, wenn auch noch Allen unbewußt, dennoch von Bedeutung war dem ganz falſchen Anſehn gegenüber, welche die herrnhutiſche Aufnahme in der Gemeinde hatte. Der gütige Geiſt Gottes hat da wieder mehr gewirkt als Alle wußten, und über Bitten und Verſtehn, das noch Irrige im damaligen Pietismus gnädig überſehend, um ſeiner eignen Wahrheit, Gnade und Treue willen das Werk des Knechtes geſegnet.

Daß übrigens Aßmuth auch mehr wollte, als nur augenblickliche Erregung, ſehen wir aus manchen Aeußerungen gerade aus dieſer Zeit. „Die Lehrkinder umrin„gen mich nach jeder Stunde und beklagen ihre Sünde. „Aber es iſt eigen, wie ſchwer es ihnen wird, ſich der „Vergebung ihrer Sünden zu tröſten und, ſtatt zu kla„gen, den Herrn zu loben für ſeine Erlöſung. Das mag „wohl ein Zug des Eſthenvolks ſein, aber es iſt auch „ein Reſt von Eigengerechtigkeit dabei, die noch ein Ver„dienſt in der Betrübniß ſucht.“

Ein andres Mal: „Ich faßte einen Knaben, der ſehr „ſtumpf (tuim ſagen die Eſthen) war, am Arm, ſchüt„telte ihn tüchtig und ſagte: ich muß dich aufwecken, da

„du zu ſchlafen ſcheinſt. Aber das Uebel ward ärger, „weil ich das Beſſere erzwingen wollte. Die Kinder ſind „ſtockig und dumm, aber da muß ja um ſo mehr Liebe „und Erbarmen ſein. Wenn wir es uns nur mehr däch„ten, daß die Meiſten unter ihnen ja wie Laſtthiere „aufwachſen, bei verdumpften Aeltern und Wirthen, ohne „Anleitung zum Gebet und rechtes Verſtändniß des „Wortes, das ſie in den Schulen meiſt mechaniſch ler„nen, tauſendfacher Verführung preisgegeben, — dann „könnten wir in rechter mitleidiger Verfaſſung unter ſie „treten und den rechten Ton der Liebe und des Erbar„mens wohl finden. Aber ich laſſe mich durch ihre „Dummheit erbittern und bedenke nicht genug, daß es „ja ein Wunder wäre, wenn die Mehrzahl nicht ſo roh „und kalt wäre. Ach wie oft muß der große Lehrer „betrübt über uns, ſeine elenden Stellvertreter, ſein!“

Im Jahr 1838 ſchon ſchreibt er endlich: „bei dem „fatalen lauten Weinen nimmt eine Coquetterie über„hand. Es gelingt mir wohl, ihnen das Verſtändniß zu „öffnen, daß es noch etwas Höheres gibt als aufgeregte „Gefühle und daß man der Vergebung der Sünden „ſchon hienieden gewiß werden könne, aber ſie bleiben „doch bei ihrer Weiſe“. — Später erkannte er den Grund zu dem hartnäckigen Feſthalten dieſes Weinens, und wir werden ihn darüber noch hören.

Die Schulen.

Die Confirmanden kamen aus den Schulen, deren Beaufſichtigung dem Paſtor des Kirchſpiels übertragen iſt. Aßmuth hatte anfangs weniger Schulen, wodurch die Zahl der Kinder in den einzelnen Schulen groß, die Arbeit der Schulmeiſter alſo auch ſehr erſchwert war. Er ſorgte dafür, daß die Zahl der Schulen ſich mehrte und hatte endlich deren zwanzig zu viſitiren. Einmal im Jahr, im Frühling, wenn die Schulzeit aus iſt in Livland, da die Kinder der Nationalen, wenigſtens bis jetzt noch, den Sommer über zu ländlichen Arbeiten gebraucht werden, beſuchte er ſie alle, prüfte jedes Kind in den Schulgegenſtänden, hauptſächlich Leſen, Katechismus, Singen von Chorälen, für Einzelne auch Schreiben und Rechnen. Dieſe Schulprüfung nahm gewöhnlich drei Wochen in Anſpruch. In der erſten Hälfte der Amtszeit Aßmuths war das Schulweſen im Verhältniß zur ſpätern Zeit noch ſehr zurück. Es war ſo im ganzen eſthniſchen Theil von Livland. Wenn man aber in Anſchlag bringt, daß die ganze Schulzeit nur von Martini bis zum 10. März höchſtens bis St. Georg dauert, daß die Kinder dennoch ſehr unregelmäßig zur Schule kamen, da viele dahin recht weit zu gehen hatten, ſo wurde verhältnißmäßig doch Ziemliches geleiſtet. Indeß gedeihen konnte das Schulweſen doch ſo nicht recht, beſonders da auch die zur Bildung von Schulmeiſtern beſtimmten Parochialſchulen nur hier und da mit Erfolg betrieben, noch viel getadelt wurden, weil öfter eitle Halbwiſſer daraus her-

vorgingen, die weniger taugten, als die alten einfachen Schulmeiſter mit weniger Kenntniß, aber tauglicherm Charakter. Als die Ritterſchaft des Landes in den vierziger Jahren ſich mit größerer Energie als früher dieſer Sache annahm, auch eine Landſchulbehörde und einen Ober-Landſchulrath erwählte, welche die oberſte Controlle über die Schulſache zu führen hatte, wobei Kreis-Landſchulbehörden und Viſitatoren ihnen zu Hülfe kamen, da traf es ſich gut zu dieſem erwachten Intereſſe für die gute Sache, daß der Paſtor Emil Hörſchelmann in Oberpahlen[1] mit ſeinem entſchiedenen Talent für Organiſation des Schulweſens einen bedeutenden Einfluß gewann und zur allgemeinen Hebung des Schulweſens mit Erfolg Weſentliches beitrug. Die Grundzüge der neuen, allmählig immer weiter ſich verbreitenden Einrichtung waren, daß man die Kinder bis zum zehnten Jahre dem häuslichen Unterricht überließ, dieſen aber überwachte durch Hausbeſuche von Seiten der Schulmeiſter an freien Tagen und durch Prüfungen der Hauskinder in den Schulen. Daß ſodann ein ordentlicher Schulcurſus im Leſen, Schreiben, Rechnen, Lernen des Catechismus, bibliſchen Geſchichte eingeführt ward, wozu die Eltern auch je mehr und mehr ihre Kinder hergaben, wenn dieſe das beſtimmte Alter erreicht hatten. Es kam alſo zu einem ordentlichen Schulbeſuch und zu einen ordentlichen Unterricht

[1] S. deſſen ſchönen Nekrolog von Paſtor Sokolowsky in Ullmann's Mittheilungen Jahrgang 1855, Heft 3 und 4.

in der Schule. Endlich war damit auch das Gebiet des Schulunterrichts, obwohl gegen früher erweitert, doch auch gehörig begrenzt, wie es Landſchulen geziemt. Es liegt gewiß in dem löblichen Beſtreben das Volksſchulweſen zu heben, auch eine große Gefahr ins Maßloſe zu gerathen und das Volk Dinge zu lehren, die dem einfachen und geſunden Bauernleben nicht nützlich, ſondern ſchädlich ſind. Die deutſchen Schulen laboriren eingeſtandnermaßen ſehr an dieſer Bewegung in's Unendliche, wobei die Kinder aus aller geſunden Entwickelung heraus in eine friedeloſe gelehrte Hetzjagd hineingetrieben werden, die ſie zu kranken, blaſirten Menſchen macht. Vielwiſſen und Wenigkönnen geht Hand in Hand, wenn das Erſtere zur Norm für Alle wird.

Als die genannten Verbeſſerungen in's Leben zu treten begannen, mit denen auch für Schulmeiſter-Bildung ſorgende Seminare verbunden waren, freute ſich Aßmuth dieſes Fortſchritts ſehr. Aber damals war ſeine Körperkraft ſchon ſo gebrochen, daß er ſich nicht mehr ſo der Sache hingeben konnte, wie es nöthig geweſen wäre. Uebrigens war dieſes Gebiet des amtlichen Lebens nicht dasjenige, für welches er beſondre Gaben empfangen hatte, wenn er auch nach ſeinem Maß in aller Treue und mit aller Anſtrengung darin arbeitete und ſeines, obwohl ſchwachen Körpers niemals ſchonte. In Einer Weiſe jedoch, die wieder ſeiner Gabe angemeſſener war, hat er zur Hebung des Schulweſens viel beigetragen nämlich durch näheres Heranziehen der Schulmeiſter an

die Person des Pastors. Hier ist er einer der Bahnbrecher und Gründer der so überaus nützlichen Schulmeister-Conferenzen gewesen, die sich später immer mehr verbreitet haben. Damit hat er nicht nur der Schule genützt, sondern auch durch Hinzuziehung der Kirchenvormünder zu diesen Conferenzen, diese zu mehr Bewußtsein von der Bedeutung ihres Amtes und zu größerm Eifer angereizt, und überhaupt in diesen Gehülfenversammlungen ein in der Gemeinde angesehenes und zur Handhabung größerer Seelenpflege und beginnender Kirchenzucht geeignetes Institut gegründet.

Kirchenzucht und Seelsorge.

Es ist gewiß ein Zeichen von Leben in der Kirche, wenn die Frage nach rechter Kirchenzucht zur Lebensfrage wird. Aber es ist auch gewiß wahr, daß die Kirche nicht eher zur Herstellung der vollkommenen Kirchenzucht kommen kann, als bis sie gelernt hat, die großen und reichen Gnaden ihres Herrn recht zu entfalten. Daß dahin in unsrer Zeit ein sehr wichtiger Schritt vorwärts geschehen ist, ist unverkennbar. Aber wir sind noch nicht im Vollbesitz der Glaubensparrhesie der Väter, wir sind eben erst in die Grenzen Canaan's eingetreten, ein großer Theil von uns ist noch draußen, muß erst noch nachkommen, es hängt an uns noch allerlei aus dem Lande Aegypten, aus dem wir kommen, und von dem Staube der Wüste, durch die wir gezogen sind. Darum mögen wir wohl nach Kirchenzucht trachten, sie wird mit uns

wachſen und zur Reife kommen. Kommt alle heilſame Gnade in Uebung, ſo wird auch alle heilſame Zucht da ſein, d. h. werden wir recht frei ſein durch den Sohn Gottes, werden wir recht zu löſen verſtehen, ſo werden wir erſt recht binden können. In der Kirchenzucht darf nichts menſchlich geſetzliches ſein. Die Macht der Gnade und Wahrheit allein, die da löſet, die bindet auch recht. Dem gemäß war Alles, was Aßmuth in dieſer Beziehung that, noch ganz der Kirchenzeit angemeſſen, in der er es that, es trug Alles das Gepräge des Anfangs und bedurfte weiterer Ausbildung. Er ließ, nachdem er in der Conferenz mit den Gehülfen gebetet hatte, ſich von ihnen mittheilen, was in ihren Bezirken an Vergehen und Aergerniſſen vorgekommen war. Was ſie ihm berichteten, ſchrieb er auf und citirte zu beſtimmten Tagen die zu Ermahnenden vor ſich. Wer an dieſen Tagen nicht kam, entging doch der Ermahnung nicht, wenn er zur Beichte kam. Entzog er ſich dieſer und ſomit dem heiligen Abendmahl, ſo ward er und ſeine Genoſſen am Jahresſchluß der Gemeinde genannt und ihrem Gebet und ihrer Ermahnung empfohlen. Das war Alles, und es war nicht wenig!

Bei der Größe der Gemeinde (10000 Seelen für einen Flächenraum von 7 Meilen Länge, 5 Meilen Breite) war eine geordnete regelmäßige Seelſorge ſchwer einzuführen. Oft fing Aßmuth an und beſuchte die Leute in den Häuſern. Aber er mußte davon abſtehen, bei den ſonſtigen

vielen laufenden Arbeiten. Als er las, daß sein Freund, der dafür freilich eine größere Gabe empfangen hatte, als er, mit sehr gutem Erfolg Seelsorge trieb und es auch in den meisten Häusern seines Kirchspiels zu ordentlichen Hausandachten gebracht hatte, da pries er ihn glücklich. Auch er wirkte dahin und bei Vielen gelang es ihm, aber noch viel mehr mochten dieses kräftige Förderungsmittel, dieses nothwendige Merkmal christlichen Lebens nicht brauchen und entschuldigten sich damit, daß sie keine Zeit dazu hätten.

Bei der Behandlung der Einzelnen entfaltete Aßmuth ein liebevoll dringendes oder auch, vor verhärteten Leuten, ein in Zorn aufwallendes Verfahren, welches beides oft sehr segensreich wirkte, oft auch wirkungslos blieb, so viel Menschen zu erkennen vermochten. Alte Sünder gingen, heiße Reuethränen weinend, von ihm hinaus. Hatte die Ermahnung keinen Erfolg, so machte sich Aßmuth ernste Vorwürfe, daß er es müsse versehen haben. Charakteristisch für ihn war es, daß er sich stets über die gebräuchlichen Höflichkeitsformeln ärgerte, mit denen er angeredet ward. Als einst ein von ihm in Ermahnung genommener Bauer sich vielleicht mit ihm durch gehäufte Ehrentitel abzufinden dachte, und eben sagte: „aus herra" (gnädiger Herr, wie die Leute ihre Gutsherrn anzureden pflegen) blieb Aßmuth mit einer unnachahmlichen Entrüstung vor ihm stehen und rief ihn nach einer Pause spottend, aber sehr ernsthaft an: aus herra? das bin

ich nicht. Was biſt du aber, wenn du nicht weißt, daß ich euer öppetaja (Lehrer) bin? Warum nennſt du mich nicht: lieber Lehrer? Der Bauer verſtummte nun mit ſeinen Höflichkeiten und Aßmuth zeigte ihm ruhig, was ihm zu zeigen war.

Die Erfahrungen, welche Aßmuth an Kranken- und Sterbebetten machte, waren, wie immer theils trauriger, theils ſeliger Art. Außerordentliches ereignet ſich ſelten bei den eſthniſchen Bauern. Doch können wir nicht unterlaſſen, folgende wenigen Züge mitzutheilen. Einſt wurde Aßmuth zu einem Bauern gerufen, der ſein Leben lang ein Säufer geweſen war. Als er vor ſeinem Lager ſtand, ſagte der Bauer: ach, wenn der Herr mir doch den Sommer noch ſchenken wollte, damit ich ein andres Leben anfangen könnte. Aßmuth, dem es ſchien, als könne der Kranke nur noch kurze Zeit leben, bot ihm die Gnade Gottes an und ſagte: „Zum Seligwerden brauchſt du nicht den Sommer über noch zu leben. Glaube nur jetzt gleich an die Vergebung der Sünden um Chriſti willen, gedenke des Schächers am Kreuz! Aber der Kranke verſtand das nicht und Aßmuth ſagt: das halbe Jahr ſchien ihm ein ſichreres Mittel zur Seligkeit als das Verdienſt Chriſti. Ich gab ihm aber doch das heilige Abendmahl, weil er mir mehr ſchwachgläubig, als ungläubig erſchien.“

Ein andres Mal ward er zu der ſterbenden, einzigen Tochter eines eſthniſchen Ehepaars gerufen. Er fand das Mädchen in ſehr guter Gemüthsverfaſſung, die Eltern

aber ſehr betrübt. Aßmuth redete ihnen zu und wieß ſie auch auf den Glauben ihres in der Gewalt des Todes liegenden und doch ſo gefaßten Kindes hin. Aber die Eltern wollten ſich nicht tröſten laſſen. Da war es rührend, wie die Kranke die Eltern anſah und ſprach: „Liebe Eltern, als die Freier kamen, da befahlt ihr mir zu heirathen, und ich wollte nicht. Nun ruft mich der Seelenbräutigam und ich will ihm von Herzen gern folgen, ach wehret mir es nicht!“

An einem Sonnabend Abend ward Aßmuth zu einem kranken Manne gerufen, ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Die ungelegene Zeit, der ſchlechte Ruf des als liederlich bekannten Menſchen ſtimmten Aßmuth dieſes Mal ärgerlich. Indeß Weigerung wäre Sünde geweſen. „Mit dem Bann des Aergers in der Seele fuhr ich hin, ſelbſt ein Kranker ſchlimmer Art zu dem Kranken ſchlimmer Art. Ich bat unterwegs um Geduld, Glaube und Liebe und — Jeſus ſiegte, am Krankenbette löſte ſich der Bann und Paſtor und Kranker wurden Beide geſund in Buße und Glauben!“

Wieder einmal mußte er zu einem von einem tollen Wolf Gebiſſenen. Der Kranke ſcheute vor dem Kelch und Aßmuth konnte ihn ihm nicht nahe bringen, weil ihm das Qualen verurſachte. Doch ſehnte der Kranke ſich nach dem heiligen Abendmahl. „Da nahm ich einen Tropfen Wein an einen Finger, und legte ihn auf ſeine heiße Zunge. Es war ja da nicht die Kluft des reichen Mannes in der Qual!“

III.

Die deutſche Gemeine.

Wie an Zahl und äußrem Umfang die Nationalgemeinde in unſern Provinzen die deutſche bei Weitem übertrifft, ſo übertrifft an intenſiver Bedeutung dieſe wiederum jene. Nicht zwar ſo, als wäre der Glaube in dem Deutſchen lebendiger, die Wirkung des heiligen Geiſtes, welche die innere Macht der Kirche bildet, größer. In dieſer Beziehung möchte doch das Wort des Herrn wohl auch hier wahr werden, daß er ſich im Munde der Unmündigen ein großes Lob zugerichtet hat, wie es ihm die Gebildeten und Weiſen viel ſeltener darbringen. Wir vermeſſen uns auch nicht, den Plan Gottes mit dem Eſthenvolke durchſchauen und ſeine Aufgabe im Reiche Gottes als groß oder klein beſtimmen zu wollen. Aber die Deutſchen haben ſeit Jahrhunderten die Aufgabe gehabt, das Leben der ſogenannten Nationalen zu leiten und zu beſtimmen; auf Seite der Deutſchen ſind eben der deutſche Charakter, deutſche Bildung, deutſche Sitte, deutſches Herz. So viele deutſche Proteſtanten

aus dieſen Provinzen bringen immerfort ihre Kräfte in den Dienſt des großen Reiches, dem wir angehören, während die Eſthen mit wenigen Ausnahmen daheim bleiben in ihrem ſtillen, ländlichen Beruf. So iſt es um ſo nothwendiger auch kirchlicher Seits die deutſchen Gemeinden ſo anzuſehen und zu behandeln, wie alle dieſe Rückſichten es erheiſchen.

Aber die ordentliche kirchliche Organiſation der Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen hat nicht geringe Schwierigkeiten. Ihre kleine Zahl — ein Kirchſpiel mit zehn bis fünfzehn Familien gilt für ein ſehr beſetztes — die iſolirte Lage der Rittergüter, deren meilenweite Entfernung von der Kirche, erſchwert ſchon die gottesdienſtliche Gemeinſchaft. Indeß wenn der Geiſt, welcher die Kirche baut, da iſt, ſo baut er auch bei geringer Zahl und großer Entfernung der Gemeindeglieder die Tempel Gottes feſt und gut. Aber die Deutſchen Livlands haben durch den Rationalismus eine Beraubung an ihrem edelſten Gut erleiden müſſen. An die Stelle des heiligen Geiſtes iſt der eigne Geiſt getreten, an Stelle der feſten Glaubens- und Lebensregel des Wortes Gottes und des Bekenntniſſes der Väter die Willkühr. Willkührliche Lebensordnung oder Unordnung hat man für das Erbtheil der Reformation gehalten und ein Jeglicher iſt ſeinen Weg gegangen. Der Pietismus hat darauf Vielen Chriſtum nahe gebracht, aber er iſt ja nicht Gemeinſchaftbildend, ſo viele Conventikel er auch hervorgerufen hat. Es iſt in ihm eine zerfahrene Frömmigkeit. Es fehlt ihm die zu

jedem wohlbegründeten Werke nothwendige geſchichtliche Grundlage, das ſtarke traditionelle Band, welches wie jede Familie in ihrer Art, ſo die Kirche Gottes in ihrem Beſtehen vor Schwarmgeiſterei ſichert.

Im Werk an der Gemeinde muß man das Ganze im Auge haben, nicht nur die Einzelnen. Vom rechten Blick auf das Ganze geſtaltet ſich auch das Verhalten gegen die Einzelnen recht. Sieht man den Wald vor Bäumen nicht, ſo kann man eigentlich nur Holz hacken. Vor dem Walde die Bäume nicht zu ſehn, wäre allerdings der entgegengeſetzte Fehler und man warnt die Kirchlichen ſchon ſehr davor. Das Richtige bleibt in unſerer heiligen Sache, den Wald zuerſt ſehen und dann die Bäume. Wohl weil man das nicht that, iſt es zu der ganz abnormen Thatſache gekommen, daß die Deutſchen auf dem Lande, die Gründer der Kirchen und Pfarreien, das ganze Jahr hindurch gar keinen, oder nur drei bis vier Mal deutſchen Gottesdienſt hatten und es lange auch nicht anders begehrten. Gewöhnt an die ſtets vollen Kirchen beim Volksgottesdienſte, erſchraken die Paſtoren, wenn ſie vor zehn bis fünfzehn Perſonen predigen ſollten. Daß da mehr Scheu vor dem Gottesdienſte, als Luſt dazu war, iſt wenigſtens erklärlich. Wenn aber Aßmuth davon auch ſeinen Theil erfuhr, und ebenfalls nicht oft genug deutſchen Gottesdienſt hielt, ſo lag es ihm zugleich ſehr am Herzen, daß die Deutſchen in den eſthniſchen Gottesdienſt kommen möchten, damit durch ihr Erſcheinen dem Volke ein thatſächlicher Beweis gegeben

werde, daß die Deutſchen in der Beiden gemeinſchaftlichen Sache auch keinen Unterſchied feſthalten wollten und daß ſie die Eſthen als Brüder im Glauben anſähen. Ein aller Beachtung werther Grund, der auch von mancher Seite Beachtung fand. Aber dabei fand doch die nationale Bedeutung des Gottesdienſtes zu wenig Beachtung. Jeder Nation iſt es von größter Bedeutung, ihren Gottesdienſt in ihrer Mutterſprache zu halten, und dieſes Recht ſollte unſern Deutſchen ſo wenig wie möglich verkürzt werden. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Eſthen ſich nur freuen, wenn ihre Herrſchaften den deutſchen Gottesdienſt beſuchen. Es fällt ihnen das gar nicht auf, und ſie ſehen kein ſtolzes Sichabſchließen darin. Wäre es irgend möglich, ſo müßte es dahin kommen, daß alle Sonntag in allen Landkirchen ſo gut deutſcher, wie eſthniſcher Gottesdienſt gehalten würde, und wenn wir bedenken, daß Aßmuth öfter fünfmal an Einem Sonntag redete, als er in die herrnhutiſchen Bethäuſer ging, ſo müßte es doch wohl möglich werden. Oder wo es Ein Paſtor nicht vermag, müßten Sprengelsvicare, Adjuncten ꝛc. dazu verwendet werden, oder es könnten ſich vielleicht die Deutſchen zweier, dreier Kirchſpiele zu Einer Gemeinde vereinigen und bald in der einen bald in der andern der zwei bis drei Kirchen ihre ſonntäglichen Gottesdienſte haben. Es müßte ſich doch eine Art finden laſſen, wodurch das alte Uebel endlich beſeitigt, die der heilſamen, durchaus berechtigten und nothwendigen Ordnung entgegenſtehenden allerdings nicht unbedeutenden

Schwierigkeiten überwunden, und Gottes deutſches Volk in Livland zu ſeinem vollen Kirchenrecht und ſeiner Kirchenpflicht käme.

Aßmuth predigte mehrere Male im Jahre deutſch. Er hielt dieſe Predigten ſelten frei, bereitete ſich auf dieſelben immer viel ſorgfältiger vor und ſchrieb ſie auf. Er ſetzte in ihnen gewöhnlich bei der Gemeinde mehr Chriſtenthum voraus, als ſich eigentlich mit ſeinem pietiſtiſchen Standpunct vertrug. Es ſind von ihm Reden und Predigten in den damals erſcheinenden, nun erloſchenen evangeliſchen Blättern, und in Berkholz Zeugniſſen erſchienen. Wir brauchen darüber nichts weiter zu ſagen, als daß ſeine deutſchen Reden zwar den Charakter jener Kirchenzeit an ſich trugen, daß die Wärme und Innigkeit ſeines Herzens ſich darin ſehr wohlthuend ausſprach, daß aber — wenn wir uns recht erinnern, aus ihnen mehr als aus den Eſthniſchen die Uebergänge zu kirchlichem Charakter zu erkennen waren, die in ſeiner Seele lagen und der Auferweckung warteten.

Aßmuth's deutſcher Confirmationsunterricht war ſehr geſucht und von Weitem her, aus vielen Gemeinden, brachten die Eltern ihm ihre Kinder. Sein warmes, für Chriſtum treu ſchlagendes Herz, entzündete auch in den jungen Leuten ein warmes Gefühl für Chriſtum und ſeine Sünderliebe, und Viele von ihnen verdanken ihm eine heilſame Anregung für ihr ganzes Leben. Im Jahre 1842, wo das große und vielfache Leiden dieſes unvergeßlichen Decenniums ſchon begonnen hatte, viel Verderben

im Kirchſpiel war, grobe und geheime Sünden geübt wurden und Aßmuth's Herz recht belaſtet war, kam ihm ein freundlicher Troſt durch eine deutſche Confirmirte, welche für das Kanzelpult eine rothſammtne Decke ſchickte und dazu ſchrieb: „Mein theurer, unvergeßlicher Lehrer und Seelſorger! daß ich Chriſtum kenne und liebe und einſt nicht verloren bin, dies dankt meine erfreute Seele, nächſt Ihm, Ihnen. Darum ſehnte ich mich, der theuern Tormaſchen Kirche meine kindliche Liebe und Dankbarkeit bezeugen zu können. Ihnen aber Friede und Freude jetzt und wenn ſie einſt vor Jeſu ſtehen!“ — Die Geberin ahnte wohl nicht, daß ſie einen Tropfen ſüßen Troſtes mit dieſer Gabe und dieſen Worten in ihres Lehrers damals betrübte Seele goß.

Im Umgang mit den deutſchen Eingepfarrten war er treu. Er hatte verſchiedene Richtungen vor ſich, die er alle mit großer Duldung, Liebe und Demuth behandelte, und er betete in Wahrheit für ſeine Eingepfarrten. Viele Jahre hatte er es mit einem adligen Eingepfarrten zu thun, welcher viel geiſtiges Intereſſe mit gegen das Chriſtenthum verſchloſſenem Herzen verband. Ein anderer war entſchiedener Rationaliſt. Jener war tief, dieſer eigentlich flach. Doch die Oppoſition gegen die Offenbarung verband Beide zu Zeiten, obgleich der Erſtere an den Inconſequenzen des Rationalismus gar keinen Gefallen fand. Der Rationaliſt lebte, zuletzt verwittwet, einſam auf ſeinem Gute und verfiel, wie ſo viele Rationaliſten in unſittlichen Lebenswandel, namentlich in den

Trunk. Aßmuth beſuchte ihn von Zeit zu Zeit. Einſt war er dort und zufällig auch ſein mehr ſpeculativer Gegner. Man ſaß auf der Treppenhalle und das Geſpräch war lebhaft. Kurz vor dem Abſchied ſagte der Wirth zu Aßmuth: „Ich ſtöre Niemanden in ſeinem Glauben.“ Aßmuth erwiderte: „Ich wünſche nichts ſehnlicher als Sie in dem Ihren recht bald zu ſtören, habe das leider auch zu wenig gethan, wodurch ich Ihr verantwortlicher Schuldner vor Gott geworden bin. Ich wußte, daß Ihre Seele, wie ſie iſt, ewig verloren gehen muß und habe Sie doch für den Fall des Lebens und Sterbens nicht nachdrücklich genug gewarnt“. Da erhob ſich der Wirth, ging von der Treppenhalle ins Zimmer und rief Aßmuth zu, ihm zu folgen. Im Zimmer ging er an ſein Inſtrument, nahm mit vielem Pathos das Calottchen ab, begann einen Choral zu ſpielen und ſang: „Wir glauben all' an Einen Gott“. Darauf reichte er Aßmuth die Hand und ſagte: Nicht wahr, wir glauben all' an Einen Gott? wobei er die zwei folgenden Verſe dieſes Liedes echt rationaliſtiſch abthat.

Der Herr gebe es, antwortete Aßmuth, mein Gott heißt Jeſus Chriſtus!

Mein Gott heißt Gott, rief der Andere mit Nachdruck, und das Geſpräch des Rationaliſten und Pietiſten hatte ein Ende!

Das Ende aber des Rationaliſten, das nicht ſehr lange danach eintrat, war ſchlecht.

**

Häufige und lange Gespräche hatte Aßmuth mit dem andern Eingepfarrten. Unter Anderem sagte dieser einmal: Das Christenthum ist offenbar von allen Systemen das consequenteste. Aber um es anzunehmen, muß man glauben, und wo nehme ich den Glauben her?

Aßmuth: Sie müssen beten.

Der Eingepfarrte: Ich muß bekennen, wenn ich irgend ernstlich gebetet habe, so bin ich erhört worden.

Aßmuth: Nun, so bitten Sie um den Glauben.

Der Eingepfarrte: Ja, da müßte ich ihn für ein Gut halten, das ist aber nicht der Fall.

Aßmuth hat diesen Eingepfarrten trotz seines dem Glauben entfremdeten Herzens wahrhaft geliebt und viel für ihn gebetet. Mehrere Jahre lebten sie zusammen, bis endlich der Nachbar mit einer ehrenhaften, von Aßmuth längst gewünschten Handlung schloß und bald darauf das Kirchspiel verließ.

Möge Gottes Barmherzigkeit in der Todesstunde dereinst diesen Eingepfarrten Aßmuths mit seinem längst seligen Pastor noch zu gleichem Glauben und seligem Schauen vereinigen.

Andere Eingepfarrte standen in wahrer Glaubensgemeinschaft mit dem Pastor oder suchten wenigstens dahin zu gelangen. Mit diesen umzugehn, war eine Erquickung für Aßmuth, und zu solchen gehörte der Herr von Bock von Laisschloß und die liebenswürdige, vor einigen Jahren verstorbene Frau von Vietinghof, geborene von zur Mühlen. Mit ihnen las Aßmuth in der heili-

gen Schrift, Miſſionsberichte, und ihre Herzen ſchmolzen in gläubigem Geſang und Gebet oft recht chriſtbrüderlich zuſammen.

Es iſt ſeitdem anders und zum Theil auch beſſer geworden in dem Verhältniß der Paſtoren und deutſchen Gemeinden. Beſonders von Dorpat und andern Städten aus, wohin im Winter Viele vom Landadel ſich begeben, hat ſich bei Allen, welche die Bedeutung der Kirche erkannt haben, eine Sehnſucht nach kirchlichem Verbande und kirchlicher Gemeinſchaft entwickelt, welche auch auf dem Lande viel häufigere deutſche Gottesdienſte ermöglicht hat und ein Vorzeichen noch beſſerer Zuſtände iſt, die der treue Gott, welche alle ſeine Verheißung erfüllt, zu ſeiner Zeit herbeiführen wolle.

IV.

Die Adjuncten.

Aßmuth's Ruf hatte im Jahr 1836 einen jungen Menſchen, einen Theologen, in ſein Haus geführt. Aßmuth hatte ihn mit zuvorkommendſter Freundlichkeit aufgenommen und ihm bei Erlernung der eſthniſchen Sprache geholfen. Die Größe der Gemeinde, die Vorſtellung von der nöthigen Vermehrung der Arbeitskraft an den Gemeinden, Aßmuth's ſchon eingetretene Kränklichkeit brachten ihn auf den Gedanken, dieſen jungen Menſchen ſich adjungiren zu laſſen. Alles dazu Nöthige geſchah und im December 1836 ward er Aßmuth's erſter Adjunct. Die Sache war damals noch ziemlich neu und erregte nicht überall Zufriedenheit. Die Sache konnte am Ende gar weitere Adjunctenwahlen in andern Kirchſpielen nach ſich ziehen, die Stellung eines ſolchen Adjuncten bei noch vorhaltender Geſundheit senioris war nicht recht klar. Man wußte nicht recht, was man mit dem Adjuncten anfangen ſollte. Natürlich war es, daß auf der Synode Verhandlungen entſtanden über das Stimmrecht des Ad-

juncten. Aber Manche wollten ihn auch bei Sprengelsſynoden nicht mitreden laſſen und man wußte auch ſonſt nicht recht, was man dazu ſagen ſollte, wenn Senior und Adjunct zuſammen erſchienen und der Adjunct auch den Mund aufthat. Es war ordentlich etwas Geſpenſtiſches dabei. Der Adjunct ſollte immer mit dem Senior auf Einem Stuhl ſitzen, aus Einem Munde reden, aus Einem Löffel eſſen u. ſ. w. Man mochte ihn nur als Schatten senioris gelten laſſen, und dieſer mußte auch einen Theil Adjunctenſchmach tragen, da er ſich ſonderbar als ein umgekehrter Peter Schlemihl für ſein eigen theuer Geld dieſen Schatten angekauft hatte.

Indeß es war eine Thatſache. Der Mann war vom Senior, alſo rite vocatus, ordinirt, hatte Mantel und Kragen, nur keine eigne Gemeinde. Die Sache war auch nicht mit Grund zu tadeln, hatte einen Paragraphen der Kirchenordnung für ſich und man gewöhnte ſich allmählig an das Phänomen.

Auf der Synode hatte ein Paſtor lebhaft gerufen: Zehn Adjuncten kann ein Paſtor zu gleicher Zeit haben und alle zehn müſſen mitreden können.

Nicht zu gleicher Zeit, aber nach einander, hat Aßmuth faſt zehn junge Theologen bei ſich gehabt. Ihm hat es bei ſeiner zunehmenden Kränklichkeit wohl etwas geholfen, die jungen Leute haben manchen bleibenden Nutzen davon gehabt, und nur Aßmuth hat auch manche Sorge dabei in ſeinem Herzen bewegt, von der vielleicht keiner der jungen Männer etwas ahnte. Ihnen Allen zum

Zeugniß, daß Aßmuth mit herzlichem Intereſſe, doch nicht ohne Sorge, ſie bei ſich gehabt hat, möge hier ein Wort ſtehen, welches nicht ein Urtheil iſt über einen Einzelnen von ihnen, das allerdings in einer etwas trüben Stimmung ſcheint geſchrieben zu ſein, aber ſeine Wahrheit hat und darum dazu dienen kann, den Nutzen dieſer oder ähnlicher Einrichtungen für die jungen Theologen darzuthun. Aßmuth ſchreibt, als es ſich wieder um Anſtellung eines Adjuncten handelte: „So lieb ich die jungen Freunde habe, regt ſich in mir doch auch manches Bedenken; mein eigenes ökonomiſches Auskommen, die jungen Männer bedürfen vieler Nachhülfe, ſie ſind noch ſo ſanguiniſch, haben irrige Vorſtellungen von amtlichen Dingen, machen manche Mißgriffe, halten mitunter Predigten, die keiner Seele noch wohlthun können, und verurſachen durch das Alles dem kränklichen Senior noch mehr Mühe und Noth als er ohne ſie hat". Aßmuth ſchrieb dies nicht ſehr lange nach dem Weggang des erſten Adjuncten. Er hat trotzdem nachher die Andern bei ſich gehabt und viel Wahres und Liebes über die Einzelnen dem Freunde in's Herz geſagt. Er hat ſie Alle in Wahrheit lieb gehabt und ſie nur Wohlmeinen erfahren laſſen.

Wir dürfen aber nicht verſchweigen, daß Aßmuth in ſeinem perſönlichen Umgang etwas zu rückſichtsvoll war, und daß es allen den jungen Leuten beſſer und wohl auch lieber geweſen wäre, wenn er ihnen manchmal rückhaltloſer die Wahrheit geſagt hätte oder wenn er ſie mehr

perſönliche Autorität hätte fühlen laſſen. Darin hinderte ihn aber theils der Einfluß ſeiner Erziehung, welche mehr auf höfliche Rückſichtnahme gegen Andere ſcheint gerichtet geweſen zu ſein, theils aber auch der Einfluß des Pietismus. Dieſer nämlich, weil er immer bei der Armenſünderſchaft ſtehen blieb, that nichts zur Hebung der Perſönlichkeit. Er ging mit Recht dem Egoismus zu Leibe, aber er ließ vor dem Bewußtſein der Sünden es nicht zu dem zum Leben ſo nothwendigen Bewußtſein von dem Recht der Perſönlichkeit kommen. Er hielt dies darnieder und hat dadurch manche für's äußere Leben ſchwächer organiſirte, zur Myſtik neigende Naturen an den Rand der Verzweiflung gebracht. Bei Aßmuth kam es freilich zu ſolcher Conſequenz nie. Ihn bewahrte ſein demüthiger Glaube, der, wenn er ſpricht: Wenn ich nur Dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, die Perſönlichkeit zu Gott und zu aller Creatur in's richtige Verhältniß bringt. Dieſer Glaube war in ihm zu ſehr reale Lebensmacht. Aber dennoch glauben wir, daß der Pietismus in der Entwickelung ſeiner, anderen Perſönlichkeiten gegenüber frei ſein ſollenden, Perſönlichkeit auch ihm geſchadet und ihn zu ſehr gebunden hat.

V.

Verhältniß zu anderen Amtsbrüdern.

Die eben genannte Gebundenheit seines Wesens anderen Persönlichkeiten gegenüber ward doch nie ein Hinderniß in seinem Verhältniß zu den Brüdern. Aßmuth war von Natur sehr gesellig. Darum war ihm auch später sehr wohl im heitern oder auch zu ernster Betrachtung versammelten Freundes- und Bruderkreise. Er war durchaus keine egoistisch sich abschließende, um seine Ehre oder seine Rechte Anderen gegenüber grübelnde Natur. Vielmehr hat er zu große Nachgiebigkeit an sich selbst getadelt und sich der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit angeklagt. Aber auch das durfte nicht stören die **mutua colloquia fratrum**, die er sehr suchte und bei denen er sich an jeder größeren oder kleineren Gottesgabe freute und stärkte, die er bei seinen Brüdern fand. Gegner, an denen es ihm auch nicht fehlte, besonders um seines Bekenntnisses willen zu Christo, und die ihm manche Kränkung zufügten, hat er doch geliebt und für

ſie aus treueſtem Herzen gebetet. Kamen ihm manchmal Zeugniſſe von der Geſinnung ſeiner Gegner in die Hand, ſo war er von Herzen darüber betrübt, daß ſie ſich ganz unnütz mit ſolchen feindſeligen Dingen abquälten und ſich ſelbſt ſolche Zeugniſſe ausſtellten. Nie hat ein tieferer oder dauernder Groll in ſeiner Seele gehaftet.

Im Januar 1834 hatten ſich Aßmuth und der Paſtor Sokolowsky von Roop in Dorpat die Hand darauf gegeben, alle Jahr in der mittelſten Jahrmarktswoche, wo viele Prediger in der Stadt zu ſein pflegten, zu einer Zuſammenkunft ſich zu vereinigen. Im Sommer ſollte dieſelbe bei einem Bruder auf dem Lande gehalten werden. Man wollte die heilige Schrift leſen, darüber mit einander reden, mit Geſang und Gebet ſolle jedes Mal begonnen und geſchloſſen werden, Einer ſolle die Beſprechung leiten. Paſtor Langwitz von Ronneburg hatte vorgeſchlagen, jeder Theilnehmer an der Conferenz ſolle ein Tagebuch führen und ſich darin ganz zeigen, wie er ſei. Dieſes Tagebuch ſolle bei Allen circuliren und dann mit den Bemerkungen der Anderen zu dem Eigenthümer zurückkommen. — Aber vor Ablauf des Jahres ward Paſtor Sokolowsky aus dieſem Leben abgerufen. Aus dem Tagebuch iſt nie etwas dauerndes geworden. Aber im Januar 1835 fand die erſte Conferenz ſtatt, der Oberpaſtor Bienemann und andere Prediger beiwohnten. Ueber ihren Verlauf finden wir nichts aufgezeichnet, als daß der heimgegangene Bruder ſchmerzlichſt vermißt ward.

Dieſe freiwillige Conferenz mehrerer Paſtoren zu gemeinſamem Leſen der heiligen Schrift, Beſprechung amtlicher Dinge, haben lange fortgedauert und manche Erbauung gebracht. Sie wurden auf den Land-Paſtoraten abgehalten. Eine Zeit lang ward auch der Genuß des heiligen Abendmahls damit verbunden und „wir haben den „Herrn geprieſen, uns im Glauben und in der Liebe „befeſtigt, und geſtärkt zu dem heiligen Amte, das uns „vertraut iſt“. Es ward recht ernſt genommen mit der Beichte und bald der Eine bald der Andere zum Beichtvater erwählt. Aßmuth, zu dem Alle ein beſonderes herzliches Zutrauen hatten, war es oft. Die aus jenem Kreiſe noch leben, erinnern ſich wohl ſeiner Freude an dieſen Tagen, und obgleich er gar nicht viel ſprach, ſo war doch Allen wohl, wenn er da war. Das war aber die Gebets- und die geheiligte Liebesweihe ſeines Weſens!

Durch die ſeit 1834 geſetzlich vorgeſchriebenen Synoden ward dieſen Conferenzen ein noch ſtärkeres Intereſſe gegeben, ſo wie auch ſie wiederum nicht ohne Einfluß auf den Geiſt er Synoden blieben. Von den Synoden kam ihnen ein freierer Umblick, eine geſunde Luft zu, ein Bewußtſein der kirchlichen Aufgabe überhaupt, eine immer deutlicher werdende Ahnung wenigſtens von der Bedeutung des heiligen Amtes. Und das war ſehr gut, denn auch in dieſen Conferenzen waltete eine Weile der Pietismus. Von ihnen aber kam auch auf die Synode ein wärmerer Pulsſchlag des Herzens.

Vom Jahre 1842 an wurden mit dieſen Conferenzen, wenigſtens einige Male, an Einem Tage, Zuſammenkünfte und Beſprechungen mit den eſthniſchen Schulmeiſtern und Kirchenvormündern aus den Kirchſpielen verbunden, deren Paſtore vereinigt waren. Da wurde mit dieſen Männern aus dem Volke, unter denen doch nicht wenige Tüchtige waren, die ſpecielle Seelſorge, Bibelverbreitung, Armenpflege, Schulweſen, Mäßigkeitsſache, ſpäter auch die Herrnhuterangelegenheit beſprochen. Die Leute waren ſehr erfreut darüber, daß ſie von den Predigern zu ihren Berathungen hinzugezogen wurden, und es war gewiß ſehr wichtig, daß ſie auf ſolche Weiſe in ein Gemeinſchaftsband hineingezogen wurden, welches ſie ſowohl in ihrer amtlichen Stellung zu dem Volke als auch zu den Predigern befeſtigen mußte.

In den uns zur Hand befindlichen Briefen Aßmuth's an ſeine Freunde und Amtsbrüder aus den dreißiger Jahren iſt ein ſo herzlicher Ton, ein ſolches Eingehn auf die Verhältniſſe, ein ſo wahrhaftes Mitgefühl und Miterleben deſſen, was Diejenigen bewegte, denen er ſchrieb, daneben auch ſo munterer Scherz, ſo freundlicher Troſt und fröhliche Ermuthigung, eine ſo gemüthliche Herzensſprache, Alles ſo lebendig getragen von Chriſti Liebe; es iſt oft ein ſo wahrhafter Liebreiz in ſeinen Worten, daß es uns leid thut, daraus nichts mittheilen zu können, weil es zu weit führen würde. Es war ſein perſönlicher Verkehr mit den Brüdern und Freunden ſtets ſehr an-

genehm. Aber wir haben ſchon geſagt, daß dann eine gewiſſe Gebundenheit ſeines Weſens, eine zu große Rückſicht ihn in der vollkommenen Mittheilung ſeiner ſelbſt hinderte. Dieſe fiel bei ſeinen Briefen (wie auch bei ſeinen Predigten) weg und in dieſen hatte man ſein ganzes, zartes, liebevolles Gemüth, ſeine Heiterkeit und ſeinen Ernſt ganz ungehemmt. Wie herrlich wird es dereinſt ſein, wenn im ewigen Leben alle die Bande der Sünde und des irdiſchen gefangenen Seins durch Chriſti Macht und Schlüſſelgewalt gelöſt ſein, und die Seligen Alle in ungehemmtem Lebenserguß mit einander und dem Herrn Gemeinſchaft pflegen werden!'

Wenn man dies bedenkt, kann man ſich vorſtellen, daß das Pflegen ihrer Gemeinſchaftsſtunden den Pietiſten und Herrnhutern eine ſo ſelige und ſüße Sache iſt. Aber bei ihnen beruht dies auf genußſüchtiger Anticipation künftiger Zuſtände, durch welche die wahre chriſtliche, durch Bildung der Einzelnen mittels des objectiv gegebenen Wahrheits- und Gnadeninhaltes gehindert wird, nicht aber iſt es das Reſultat wahrhaft freien Gemeinſchaftslebens, wie es das Durchdrungenſein von Gottes Geiſt und Wort allein wirkt. Nur im rechten Gebundenſein an dieſe entwickelt ſich die wahre Gemeinſchaft der Heiligen. Wenn man der lutheriſchen und confeſſionellen Richtung in dieſer Beziehung einen Mangel vorwirft, ſo hat man ſcheinbar nicht unrecht. Aber es iſt doch nur die lutheriſche Kirche, welche die wahre Gemeinſchaft der

Heiligen energiſch anbahnt, indem ſie keine menſchlich-gemachten Bruderverhältniſſe gelten läßt, ſondern gegen ſie ankämpft, damit der Herr allein, der die Liebe iſt, die wahre Gemeinſchaft der Seinen wirke, die da bleibt. Daher denn auch der Kampf, der ſich in Livland zwiſchen der lutheriſchen Kirche und Herrnhut ausgebildet hat und noch fortgeführt wird.

VI.

Verhältniß zu Herrnhut[1].

Herrnhut in Deutſchland iſt eine modificirte Ablagerung des alten Spenerſchen Pietismus. Es iſt, genauer geſagt, die Feſthaltung des Pietismus, wie er im Grafen Zinzendorf eine neue, ich möchte ſagen, verſüßte Geſtalt gewonnen hatte, in einer beſtimmten Gemeindeverfaſſung. Zwar führt Herrnhut ſelbſt ſeine Genealogie gern auf die böhmiſchen Brüder zurück und inſofern böhmiſche Brüder die erſte Veranlaſſung zu der Niederlaſſung am Hutberge waren, hat dies einigen Grund. Doch hat Bengel ſchon darauf geſagt: Eine Schwalbe macht noch keinen Som-

[1] Vgl. zu dieſem Abſchnitt den Aufſatz in Kliefoth's Zeitſchrift 4r Jahrgang 8tes und 10tes Heft 1857. deſſen beſonderer Abdruck angekündigt iſt und der dieſe Angelegenheit gründlich. ernſt und auch milde, aber entſchieden, beſpricht und als wichtiges Aktenſtück gelten kann. Was wir hier lange zuvor, ehe jene Arbeit uns zu Händen kam, geſchrieben haben, wird als ein Beleg für dieſelbe dienen können, beſonders was die livländiſchen Verhältniſſe betrifft.

mer, und wenn man die in Herrnhut gemachten Lieder mit den Liedern der böhmiſchen Brüder vergleicht, ſo ſieht man ſchon daran, daß der Geiſt der böhmiſchen Brüder in Herrnhut umgeſetzt iſt in den Geiſt des Grafen Zinzendorf, der kein böhmiſcher Bruder war. Wir leſen Dav. Kranz Brüderhiſtorie S. 152 und an andern Stellen, daß zwar die Gemeinde gegen Zinzendorf an der böhmiſchen Verfaſſung feſthielt, aber daß auch daran faſt Alles, einige Namen abgerechnet, verändert ward.

Die böhmiſchen Brüder waren als Geiſteskinder Huſſens eine rein vorreformatoriſche Erſcheinung, mit dem Bundeszeichen des Laienkelchs, (wie Haſe ſagt), mit ſpäterer Beimiſchung Waldenſiſcher Elemente, apoſtoliſcher Succeſſion in der Biſchofsweiſe, mit ernſter Kirchenzucht und ſtreng kirchlicher Verfaſſung, welcher das heilige Amt zur Baſis diente, alſo ein Epiſcopalſyſtem mit durchaus ſchriftgemäßer Wahrnehmung und Benutzung der Laienrechte.

Die herrnhutiſche Brüdergemeine iſt etwas ganz Anderes geworden. Hätte ſie das Weſen der böhmiſchen Brüder unverändert herüber genommen, ſo hätte daſſelbe auch nach der Reformation vielleicht der Kirche von Segen werden können, namentlich durch die Verfaſſung. Aber das lag wohl nicht im Plane Gottes und durch des Grafen Zinzendorf Einfluß iſt Herrnhut eine pietiſtiſch-diplomatiſche Geſellſchaft in der Lauſitz und an andern Orten geworden, die, im Gegenſatze gegen die böhmiſchen Brüder, — welche nie ähnliche Anſprüche er-

hoben haben — ſich für die Lieblingsgemeinde Chriſti hält inmitten „der Religionen“, die von dem faſt komiſchen Wahne befangen iſt (ſ. Carlblom, das Gefühl S. 129), daß der Herr Chriſtus ihr ſpecieller Oberälteſter ſei, und dieſen Wahn zu einem Glaubensartikel geſtempelt hat bei Schließung des Specialbundes vom 14. Sept. 1741; die ferner dem Worte der heiligen Schrift und den Sakramenten nicht ihre volle ſakramentale Bedeutung läßt, ſondern ſie dem Specialbunde und ſeinen Manifeſtationen wenn auch ein- doch eigentlich unterordnet; die das Epiſcopalſyſtem nur in England als Mittel zum Zwecke verwendet, in andern Ländern aber dem Gemeindebegriffe nachſetzt und ganz entſchieden presbyterialen Charakter an ſich trägt, und endlich in der Verfaſſung zwar einige alte Benennungen der böhmiſchen Verfaſſung beibehalten hat, aber nicht den kirchlichen Charakter.

Daß der Graf Zinzendorf ſeiner Gemeinde Freiheit vom Staate und Staatskirchenthume bewahrt hat, ſcheint allerdings ein großer Vorzug und es ſagen Manche, hierin liege noch eine kirchenhiſtoriſche Aufgabe Herrnhuts. Aber weil dieſe Freiheit auf die ſeparatiſtiſchen und ſpecialbündleriſchen Intereſſen angewendet wird, ſo hat ſie weiter keine Bedeutung, als daß ſie der Brüdergemeinde eine gewiſſe diplomatiſche Kunſt erhält, die mit allen Winden zu ſegeln verſteht.

Darum bleiben wir dabei, daß Herrnhut nichts Anderes iſt, als die Feſthaltung des Zinzendorf'ſchen Pietismus in dieſer Art von Gemeindeverfaſſung. Dies iſt

aber von Wichtigkeit, denn dieſen Charakter hat Herrnhut überall, wo es wirkt. Die freiere Form in der herrnhutiſchen Diaſporaarbeit hat doch nur die Verbreitung des in Herrnhut waltenden Pietismus zum Zweck und kann ja auch nicht anders. Während aber Herrnhut in andern Ländern ſeine Verfaſſungsformen von ſeiner Diaſpora fern hält, hat es in Livland, ſich dabei auf kaiſerliche Privilegien berufend, die Societätsbildung vielmehr ganz in die Diaſpora hineingerückt und ſucht nun hier evangeliſch-lutheriſche Gemeindeglieder nicht nur mit dem Zinzendorfſchen Pietismus zu erfüllen, ſondern auch darin durch die äußern Formen feſtzuhalten. Es iſt in der Kürze kaum zu ſagen, wie nachtheilige Verunſtaltung des kirchlichen Lebens dies zur Folge gehabt hat[1]. Da wir ſpäter auf Einzelnes hierher Gehörende kommen werden, ſo gehen wir hier nicht näher darauf ein. Es konnten zu ſolchen Dingen die kaiſerlichen Vollmachten keine Conceſſion ertheilen. Aber wäre das auch, die göttlichen Vollmachten fehlen dazu. Nur ſo lange der Rationalismus idylliſirte und der Pietismus alle Conventikel für heilſam hielt, konnte Herrnhut unangefochten bleiben.

Sobald durch Gottes Gnade die evangeliſch-lutheriſche Kirche ſich ihres Weſens, ihrer vom Herrn ihr gegebenen Aufgabe inmitten der andern Kirchen bewußt wird, iſt es unmöglich, daß ſie, ohne ſich ſelbſt aufzugeben, in ihrem eignen Bereiche ſich einverſtanden erklärt mit Geiſtesrichtungen und mit Gemeindeverfaſſungen, welche ihrem

[1] Wir verweiſen auf jenen citirten Aufſatz in Kliefoth's Zeitſchrift.

Weſen nicht angemeſſen, ſondern widerſprechend ſind. Es können ſolche Sondererſcheinungen auch kein göttlich Recht geltend machen, das ſie berechtigte, ſich in der lutheriſchen Kirche anzuſiedeln und unter dem ganz unbegründeten Vorwande, ihr zu helfen, lutheriſchen Gemeindegenoſſen den Wahn beizubringen, als läge in dieſen Sonderrichtungen mehr Kraft der Gnade, als in der lutheriſchen Kirche ſelbſt. Solches thut aber Herrnhut aus ſeiner ſchriftwidrigen, und unter dem Volke Livland's ſehr verbreitet geweſenen Meinung, die Lieblingsgemeinde Chriſti zu ſein und unter ſpeciellerer Leitung deſſelben zu ſtehen, als die chriſtliche Kirche im Großen.

Soviel glaubten wir hier ſagen zu müſſen zu beſſerem Verſtändniß der folgenden Mittheilungen aus Aßmuth's Leben. In dem dritten Abſchnitte ſeines Lebens werden wir das Obige noch weiter beſtätigt finden.

Wir haben ſchon gehört, daß Aßmuth im Anfang, ehe er von der pietiſtiſchen Richtung fortgezogen ward, an der Stellung Herrnhuts in ſeiner Gemeinde keine Freude hatte. Aber wir haben auch gehört, daß, jemehr ihm das Erwecktſein Hauptſache des Chriſtenthums wurde, er um dieſes Grundſatzes willen, den auch Herrnhut wie jeder Pietismus bekennt, von dem abſah, was ihm früher anſtößig geweſen war. Er ließ ſich nun in das freundlichſte, brüderlichſte Verhältniß nicht nur mit den eſthniſchen herrnhutiſchen Vorbetern in ſeiner Gemeinde, ſondern auch mit den deutſchen Diaconen ein, die ſich natürlich nur freuten, an ihm einen unbedingten Freund gefunden zu

haben. Aßmuth hat dieſes Verhältniß viele Jahre feſtgehalten, hat alle Stunden der Herrnhuter beſucht, iſt von ihnen als Ihresgleichen, als aufgenommener Bruder, angeſehen worden, hat bona fide mit ihnen gearbeitet, „ſich von ihnen helfen laſſen“ wie ſie ſagten, während er eigentlich ihnen geholfen, hat mit den eſthniſchen Vorbetern, deren er zwei beſonders Begabte hatte, über alle Gemeindeangelegenheiten ſich berathen und dem herrnhutiſchen Theil ſeiner Gemeinde als ſolchen für den erweckten, erleuchteten angeſehen, den andern für die Welt. Das größere Gewecktſein für geiſtliche Dinge, welches er bei ihnen fand, ihr zuthunlicheres, innigeres Weſen zog ihn an. Doch iſt es gewiß, daß er ihre beſondere Sache nur darum begünſtigte, weil ſie ihm mit dem Chriſtenthume zuſammenzufallen ſchien. Nie hat er das Specifiſch-herrnhutiſche im Auge gehabt, er hat es überſehen, gar nicht bemerkt. Auch daß dies den Herrnhutern eben das Liebſte an ihm war, hat er nicht bemerkt, bis er ſolches zu großem Schmerze erfuhr, als er ihnen zumuthen mußte, der Kirche, dem allgemeinen Charakter des Chriſtenthums das Eigene, Separatiſtiſche zum Opfer zu bringen, ſo wie er, bisher unbewußt, das Allgemeine dem beſondern Weſen Herrnhuts zum Opfer gebracht hatte.

Es war vor allen Dingen die Einwirkung der jährlichen Synoden[1], welche, ſehr allmählig nur, aber den-

[1] S. Berkholz Lebensabriß des Generalſuperintendenten Reinhold von Klot in den Mittheilungen Jahrgang 1856. Heft 6.

noch es dahin brachte, daß Aßmuths Stellung zu Herrnhut ſich änderte. Ganz zuerſt freilich erſchien ihm die Oppoſition gegen Herrnhut als Folge des Rationalismus oder doch rationaliſirender Tendenzen. Aber ſchon im Jahr 1835 war es ihm bemerkenswerth „daß ſich innerhalb der ſich regenerirenden Kirche, alſo vom Standpuncte des Glaubens aus eine Oppoſition gegen Herrnhut bildete, und daß ſchon Einer der Amtsbrüder von Herrnhut unabhängige Gebetsverſammlungen zu erreichen gewußt habe.“ Im Jahre 1836 ſchrieb er: „Ich kann mich der Wahrheit der Bemerkung nicht entziehen, daß die feierliche Aufnahme in die geſchloſſene herrnhutiſche Verbindung durch den Reiz des Geheimnißvollen und durch die Meinung, dadurch ein gewiſſes Unterpfand der Aufnahme in den Himmel zu erhalten, für Viele gefährlich ſei.“

In dieſem Jahre ſagte ihm ein Eſthe: die Aufgenommenen ſehen ſich für erwählte Seelen an, da der himmliſche Vater für ſie entſchieden habe. Ein anderer, ſelbſt zu den Aufgenommenen gehörender Eſthe ſagte ihm: „das ungeheure Anwachſen der Societät ſei ein Grund tiefen innern Verfalles, der ſich bei ihnen finde.“ Aßmuth fügt hinzu: „es ſcheint, er hat Recht, denn ich ſehe auch, wie locker doch das brüderliche Band bei ihnen iſt, wie die Aufgenommenen lau werden, einander ſogar anfeinden und dabei doch keine Demuth und Buße haben, wenn man ihnen ihre Schuld vorhält.“

Das Gewicht dieſer Bemerkungen ward aber in Aßmuth noch überwogen von der Neigung, Alles, was in jener Zeit zu Chriſto ſich bekannte, trotz aller Uebel für „geſegnet“ anzuſehen. Sein lebendiges warmes Gefühl ward angeſprochen von dem Gemeinſchaftsſinne, den er bei dieſen Leuten fand, von den angenehmen Andachtsſtunden, die er im Bethauſe, in der Kirche, von den brüderlichen Beſprechungen, die er mit Einzelnen hatte. Dabei iſt nicht zu überſehen, daß er ſelbſt mit der Innigkeit ſeines Herzens auf die Leute einen belebenden und zum Theil auch läuternden Einfluß ausübte, den er ſelbſt gar nicht merkte, und der ihm dann als aus ihrem Weſen hervorgehend erſchien. Jeden Angriff auf die Herrnhuterſache, welcher von einer Seite kam, wo Aßmuth kein Erfahrungschriſtenthum ſah, wies er als ganz unberechtigt ab. So kam es, daß er 1837 auf der Synode ſeinen Vortrag über die ſeelſorgeriſchen Mittel des Predigers hielt und in demſelben, obwohl er Oppoſition erwartete, mit großer Aufrichtigkeit ſeine bisherige Praxis in Benutzung Herrnhuts darſtellte. Wir glauben, daß dieſer Vortrag nicht wenig dazu diente, indem er ihn vor der Synode hielt, Aßmuth zu dem Bewußtſein zu bringen, daß er eigentlich doch einer viel größern Sache angehörte, als die war, der er hier noch das Wort redete. Der Vortrag fand wider ſeine Erwartung viel Anklang, weil aus demſelben und aus ſeiner ganzen Art dabei, deutlich ſeine ehrliche und ernſte Abſicht hervorleuchtete. Dieſe gewann die Herzen, während man doch mit ſeiner

Meinung von Herrnhut nicht übereinstimmen konnte. Ja, einer seiner nächsten Freunde, der jetzt verstorbene Pastor Langwitz von Nonneburg, der ein großer Freund Herrnhuts war, sagte ihm in einem Zwiegespräche auf dieser Synode: „er bedauere, nicht so freudig, wie früher, die Brüdergemeinde vertheidigen zu können. Sie hätten jetzt eine gefährliche Stellung, weil sie ihren Grundsätzen nicht treu geblieben seien, z. B. bei der, in der Noth geschehenen institutionswidrigen Ordination der deutschen Helfer, bei der Widersetzlichkeit gegen die Gesetze der geistlichen Obrigkeit."

Als im Jahre 1840 ein obrigkeitlicher Befehl den Diaconen ihre ungesetzliche Wirksamkeit beschränkte, sah Aßmuth schon ohne Bedauern, doch nicht ohne Furcht wegen seiner körperlichen Schwäche, ein groß Stück Arbeit in der Pastoren Hände übergehen und freute sich einen Adjunct zu haben. Aber die Diaconen hatten in einer Versammlung beschlossen, trotz der Einschränkung ihres Werkes im Lande zu bleiben, d. h. günstigere Zeiten abzuwarten und so behielten sie doch immer Einfluß auf alle Bethäuser.

Einer derselben theilte Aßmuth mit, „die Unitätsältestenconferenz in Herrnhut habe ihnen den Rath gegeben und Gehaltzulage versprochen, wodurch ihre Existenz mehr gesichert sei." So schreibt Aßmuth seinem Freunde.

1841 klagt Aßmuth über den Verfall der Brüdergemeinde im Filiale. Der Hauptvorleser sei ein Säufer und viele Andere der Mitglieder ebenso. Ehebruch und alle

Sünden gegen das ſechſte Gebot ſchlichen heimlich unter ihnen umher. — Es war gewiß richtig, daß Aßmuth nicht zunächſt um dieſer Schäden willen die herrnhutiſche Sache verwarf. Die Sünde ſetzt ſich eben überall an. Der Grund des begonnenen Kampfes lag jedoch viel tiefer, wie wir oben geſehen. Aber freilich wurde und wird durch ſolche Sünden in Herrnhut offenbar, daß ihre Hülfe uns auch nicht weiter brachte, daß dieſe Auserwählten doch wieder Unkraut in ihrem Bruderkreiſe hatten, daß ihre Zucht nicht vorhielt, und daß die Heimlichkeit, mit der dieſe Sünden bei ihnen getrieben wurden, doch ein Sauerteig von Heuchelei in der lutheriſchen Kirche war, welcher dieſer nur ſchaden konnte. Beſſer offenbar ſündigen als heimlich, beſſer ohne den Deckmantel der Frömmigkeit ſündigen, als unter demſelben.

Auf der Synode 1841 konnte Aßmuth nicht zugegen ſein. Aber er hörte, daß auf derſelben eine noch größere Zahl Prediger als früher, und zwar ſolche, die bekannt waren wegen evangeliſcher Geſinnung, ſich aufs entſchiedenſte gegen die Wirkſamkeit Herrnhuts hier im Lande erklärt hatten.

Aßmuth hatte ſeine Bedenken noch nicht überwunden, aber ſie faßten ſich ihm nun in die Befürchtung zuſammen, daß man „zu raſch“ verfahre, weil doch die Herrnhuter noch das Herz des Volkes beſäßen und dieſes ſich nicht im Sturme erobern laſſe. „Dennoch — ſchreibt er — „iſt es gewiß eine göttliche Lebensregung, daß die „Prediger ſich mehr und mehr deſſen bewußt werden,

„daß sie Hirten und Lehrer ihrer Gemeinden sein „sollen."

Es handelte sich nicht mehr zunächst um „Eroberung der Grenzen," die dem Pietismus so viel galt. Es handelte sich um die Ermittelung der Wahrheit. Gott selbst führte seine Knechte, ihnen noch fast unbewußt, immer weiter. Aber es fehlte Aßmuth noch das volle Vertrauen zu dem Kampfe, weil es ihm an dem vollgenügenden Grunde zum Kampfe fehlte. Die bemerkten sittlichen Schäden Herrnhuts waren kein solcher Grund. Der eigentliche Grund des Kampfes war ihm, war auch noch vielen der Opponenten selbst nicht recht klar; er sollte es erst später werden.

Im Jahr 1842 bemerkte Aßmuth auf der Synode das völlige Verstummen des Rationalismus, dieselbe gläubige Opposition gegen Herrnhut, nur mit noch intensiverer Kraft bei wachsender Einsicht in den falschen Geist der herrnhutischen Societätsbestrebungen.

Im Jahre 1844 erhielt seine alte Anhänglichkeit an Herrnhut einen neuen kräftigen Stoß von anderer Seite her. Männer außerhalb der Geistlichkeit, welche von philosophischem oder wissenschaftlichem Standpuncte aus gegen Herrnhut gewesen waren oder sich indifferent gegen dasselbe verhalten hatten, stellten sich auf Herrnhuts Seite gegen die immer mehr schon Raum gewinnende kirchliche Richtung. Fiel das schon auf, so kam noch der Brief eines Herrnhuters an Aßmuth hinzu, welcher im Vertrauen auf so hohe Bundesgenossen sich aufmachte ihm

zu melden: „Die orthodoxe Richtung jubelt zwar mit Recht darüber, daß die Rechtfertigung erworben iſt, aber wie ſie erworben iſt, darüber vermißt man die rechte Beugung. Statt derſelben findet ſich ſprudelnder Witz.“ Dieſes beſchränkte und etwas gehäſſige Urtheil über die dem rechten lutheriſchen Glauben einwohnende Heiterkeit des Lebens, welche das Merkmal, nicht vergeſſener, ſondern durch den Glauben an Chriſti Blut überwundener Verdammniß iſt, war Aßmuth unangenehm. „Solche Worte ſind nicht Waffen, ſondern kratzende Nägel. Machen die Herrnhuter keine Witze? Und nun, welche Alliance! Bisherige Feinde werden Freunde, Philoſophen machen zuſammen mit den Anhängern Zinzendorfs des Bluttheologen Front gegen die kirchliche Orthodoxie!“

In dieſem Jahre kam der Befehl, daß die herrnhutiſchen Diaconen einen Revers ausſtellen ſollten, in welchem ſie ſich verpflichteten, ſich auf Ein Bethaus zu beſchränken und nichts gegen das Weſen der lutheriſchen Kirche vorzunehmen. Aßmuth ſagt: „Es iſt doch deutlich, „der Herr bereitet ein Neues für unſere Eſthen und will „ſie das lebendige Chriſtenthum in anderer Form kennen „lehren, als in der der Societäten.“

In einem Briefe an einen herrnhutiſchen Diaconus hatte Aßmuth gefragt, warum denn die Brüder nicht ohne Loos und Aufnahme und ſpeciellen Bund wirken könnten, wie ſie doch in Deutſchland in ihrer Diaſpora thäten? Der Diacon wies das ganz ab. Aßmuth fragte dann: Warum ſollen denn die Prediger ſich die ganz

unlutheriſchen, herrnhutiſchen Societätsverhältniſſe gefallen laſſen, ſtatt daß es doch wohl Pflicht der Diaconen wäre, ihre ganz unnöthigen und ſogar ſchädlichen Einrichtungen aufzugeben?

Im Jahre 1845 ſchrieb derſelbe Diacon endlich ein ſehr klares Wort: „Entweder Loos, Häuflein und deutſche Brüder zu deren Bedienung, oder die Sache ganz aufgehoben, ein drittes ohne jene Fundamentalſachen (!) iſt nur eine langſame Auszehrung. Die ideale Vereinigung mit den Paſtoren kann darum nie zu Stande kommen, weil wir ausſchließlich unterm Kreuze ſtehen, jene aber auf äußerlichem, geſetzlichen Standpunct. Man muß uns entweder lieben, oder dulden, oder verfolgen. Jetzt iſt die Zeit der Verfolgung."

Es gibt eine zwiefache Anſchauung der Dinge. Die Eine betrachtet Alles, was geſchieht, von Principien aus. Demgemäß hätte dieſer Brief, als klares, herrnhutiſcherſeits ausgeſtelltes Dokument über die Berechtigung des Kampfes der lutheriſchen Kirche gegen Herrnhut behandelt, es hätte darauf hin ein entſchiedenes Verfahren eingeſchlagen werden müſſen. Aber es gibt noch eine andere Anſchauung der Dinge, man ſieht dieſelben als Einzelerſcheinungen an, man faßt ſie nicht weiter als wie ſie einem entgegentreten, man behandelt ſie als ephemere Sachen und beurtheilt ſie als ſolche. Dann wird man milder ſein. Aßmuth neigte zu letzterer Anſchauung hin und ſah mehr den einzelnen Mann, das in der Minute des Schreibens geborene Wort, und gab darum dieſem

Brief nicht allzuſcharfe Bedeutung, ließ ſich auch nicht durch denſelben zu Aenderung ſeines Verhaltens beſtimmen. Dennoch ſchreibt er:

„Alſo Loos und Häuflein ſind das Fundament, ohne „welches Chriſti Blut und Gerechtigkeit nicht mehr be„ſtehen kann! Die herrnhutiſchen Brüder ſtehen allein „und ausſchließlich unter dem Kreuze, und wir Prediger „alle nur unter dem Geſetze. Ich bedaure die Verblen„dung des Mannes, der nur ſich und Herrnhut ſieht und „nicht anerkennen will das Werk des Geiſtes Gottes in „der Kirche. Ja, er wünſcht die Zeit des Rationalismus „zurück", das hatte jener Diacon nämlich wirklich geſchrieben, „weil ſie damals viel ungeſtörter geweſen „ſeien."

Wir fügen hinzu, es war ein ſicheres Zeichen davon, daß Herrnhut in Livland dem Hochmuth der Secte verfallen war, denn jener Brief ſprach nicht nur des einen Diacons Meinung aus. Daſſelbe hatten ſie alle im Herzen, wo nicht, ſo hätten ſie ſich in dem Kampfe ganz anders verhalten.

Soweit nun war Aßmuth bis 1846 in dieſer Sache gekommen und wir ſehen, auf welche Weiſe. Gewiß kann Niemand ſagen, daß in ihm Leidenſchaftlichkeit waltete. In ſeiner Seele war keine Spur von hierarchiſchen Gelüſten, welche man der Oppoſition gegen Herrnhut ſchuldgegeben hat. Er war für die herrnhutiſchen Brüder eingenommen, er wurde in ſeiner Meinung nie und von Niemandem gedrängt. Allein die Macht der nur erſt

theilweiſe erkannten Wahrheit, die Mängel und handgreiflichen Schäden Herrnhuts, der Eigenſinn der Diaconen, die in nichts nachgeben wollen, löſten Aßmuth mehr und mehr von dieſer Sache ab. Der treue Paſtor konnte doch die Secte nicht mehr lieben als die Kirche, wenn er auch in dieſem Abſchnitt ſeines Lebens nicht dahin gelangte, ſeiner Erkenntniß in Bezug auf Herrnhut practiſche Folge zu geben. Die vieljährige Gewohnheit, ein gewiſſes Pietätsgefühl, eine zu zarte Rückſicht auf die von dem Sectenweſen viel weniger inficirte Menge der herrnhutiſchen Societätsmitglieder unter den Eſthen, eine zu große Furcht vor dem unvermeidlichen Riß, der eintreten mußte, daneben der Umſtand, daß es ihm noch an Vertrauen zur Sache der lutheriſchen Kirche mangelte, dies alles ließ ihn immer noch nicht davon loskommen, jenem Schriftworte „verdirb es nicht, es iſt ein Segen darin," auch eine Beziehung auf dieſe Angelegenheit zu geben. Aber die Wahrheit mußte endlich doch ſiegen.

VII.

Häusliches Leben.

Wir haben geſehen, daß Aßmuth bald nach ſeinem Eintritt ins Amt an der Tochter des Paſtors Hörſchelmann in Matthäi in Eſthland eine Lebensgefährtin fand, mit welcher er nun das ſehr mannigfaltige Hausweſen in einer livländiſchen Landpfarre zu führen begann. Die Freude an dem eignen Hausſtande macht die verſchiedenen und großen Beſorgungen leicht, und Aßmuth hatte eine ſorgliche und ſchaffende Hausfrau an ſeiner Auguſte gefunden, die practiſches Geſchick mit einer ſinnigen Auffaſſung des Lebens, und die ernſten Hausfrauenpflichten mit den unzähligen kleinen und größern Dingen zu verbinden verſtand, welche ein häusliches Leben zu ſchmücken geeignet ſind. Namentlich war ſie in noch höherm Grade muſikaliſch gebildet wie Aßmuth, der aber auch eine gute muſikaliſche Bildung erhalten hatte. Den Sinn für die Schönheiten der Natur, der in Aßmuth lag, und durch ſeine Reiſe nicht in Verachtung des nordiſchen Klimas und der ärmern nordiſchen Gegenden ausgeartet war,

theilte ſeine Frau und — bald auch den Glauben an die alles Herrliche auf Erden weit übertreffenden Herrlichkeiten des Reiches Gottes und der himmliſchen Heimath.

Im Jahre 1822 ſchrieb Aßmuth dem Freunde, der, wie wir ſahen, eine Zeit lang bei ihnen geweſen war: „Du weißt wohl noch was es für herrliche Abende im „vorigen Frühling waren, als wir eben vor der Haus„thür ſtanden und die Pracht rings um uns her betrach„teten. Erinnerſt Du Dich noch des Sonntag Abends, „als wir die Menge Veilchen im Garten pflückten und „vor dem warmen, ſchönen Regen ins Haus flüchteten? „Selten habe ich den Himmel ſo ſchön geſehen“ (ſ. Anhang I. Natur).

Zu derſelben Zeit ließ ſich Aßmuth durch den Freund beſtimmen, die erſte und einfachſte, durch den Rationalismus ſo vielen Chriſten bis auf unſere Tage fremd gewordene und gebliebene, aber zum Weſen des Chriſtenthums gehörende Sitte wieder aufzunehmen, die der gemeinſamen, häuslichen Erbauung aus der Schrift. Es geſchah zunächſt nur am Sonnabend Abend, aber das war doch, wie Aßmuth damals ſchreibt und wünſcht, ein Samenkorn in einem guten Lande. Nicht ſehr lange danach wurden daraus regelmäßige eſthniſche Morgenandachten mit dem Hausperſonal und deutſche Abendandachten in der Familie. Wer ihnen in ſeinem Hauſe beigewohnt hat, hat die ſtille Segensmacht, die in dieſem Gehorſam und in dieſer Kindespflicht liegt, mit beſon-

ders großer Freude erfahren. Bis an ſein Ende hat Aßmuth ſo gethan und ein todtes Werk iſts nicht geworden.

„Meine Auguſte," ſchreibt Aßmuth etwas ſpäter, aber in der Anfangszeit ſeines Glaubens, „geht einen viel „ruhigern und ſichrern Gang durch Gottes Gnade als „ich, der ich augenblicklich lebendiger und tiefer ergriffen „werden kann als ſie, aber auch ſchneller mir rauben „laſſe, was mir gegeben ward."

Auguſte ſelbſt aber ſchreibt demſelben Freunde in Bezug auf obige Worte ihres Mannes: „Ich muß Dich „bitten, Du lieber, uns ſo weit ſchon vorgerückter Bru„der, nur ja nicht zu glauben, was mein lieber Eduard „Dir von meiner größern Feſtigkeit ſagt. O nein, o nein, „wie oft ſtrauchle und ſinke ich noch, und werde nur „von der einen lieben Hand emporgehoben, die ſich im„mer und unermüdet nach uns ſchwankenden Sündern „ausſtreckt und Keinen verderben laſſen will, den ſie ein„mal mit ihrer ſegnenden Kraft berührt hat."

Dieſe Worte, auch ſonſt bezeichnend für Mann und Weib, laſſen uns einen Blick thun in den chriſtlichen Grundcharakter dieſer Beiden. Demuth wohnte in ihnen und war der unauslöſchliche Schmuck ihres Lebens, die Folie ſeiner Mannestugenden, das Correctiv ſeiner Mannesfehler, ihrer holdſeligen Weiblichkeit und ihrer Schwächen. So hat es durch ihr Leben hindurch geklungen, wie es klingt in dieſen Worten!

Es konnte nach der Grundgesinnung beider Ehegatten nicht anders sein, die Ehe mußte eine glückliche werden. Zu einer solchen gehört nicht viel oder sehr viel, je nachdem man's nimmt. Viel, wenn wir das betrachten, was Gott der Herr dazu thut, wenig, wenn wir uns ansehn. Da Gott allezeit gern und reichlich gibt, was unsre Ehen glücklich macht, und wir also nur aus seiner Hand zu nehmen und zu brauchen haben, was Gottes Gnade den Sündern gibt, so bleiben wir mit Recht dabei, es ist unsererseits nicht viel nöthig zu einer glücklichen Ehe und die unglücklichen Ehen, über deren wachsende Zahl unsere Zeit sich beklagt, haben Gottes Gnade gegenüber gar kein Recht der Existenz. Ihr Dasein ist nur eine Anklage gegen uns selbst, von der wir uns bald befreien könnten, wenn wir nur ernstlich wollten.

Wir können von Aßmuth nicht sagen, daß seine Ehe in Bezug auf irdisches Glück, welches so Viele für die Hauptsache ansehen, eine besonders gesegnete gewesen wäre. Nicht leicht wird es ein Haus geben, wo des Kreuzes und der Plage durch Krankheit mehr gewesen wäre, als sein Haus. Aber die Art, wie es getragen ward, krönte diese Ehe mit dem wahrhaftigen ewigen Glück und machte dieses Haus zu einer Hütte Gottes bei den Menschen.

Ihre Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Am 20. October 1820 ward Marie Wilhelmine Charlotte geboren, jetzt die Frau des Propstes Woldemar Mickwitz

zu Marien Magdalenen bei Dorpat. Am 13. April 1822 Ida Louiſe Pauline, jetzt verheirathet an den Paſtor Paul Hirſch in Bartholomäi. Am 10. Februar 1824 Ferdinand Conrad Anton. Am 26. December 1825 Alexandra Johanna Auguſte. Am 13. November 1830 Antonie Emilie Helene. Am 13. Januar 1833 Eliſabeth Catharina Magdalena.

Wir haben ſchon gehört, daß Aßmuth viel Sinn hatte für Geſelligkeit. Die gemüthlichſte Stunde war ihm die Theeſtunde. Dann war des Tages Arbeit meiſt gethan, dann mußte Alles heran, was im Hauſe war, und in fröhlichem Geſpräch ward die Zeit verbracht. Da gab er ſich mit kindlichem Sinn der Freude des Augenblicks hin, beſonders ehe ſeine Kränklichkeit ihm dieſe Freude ſehr ſchmälerte. Ganz ließ er ſie aber ſich nie rauben, ſo lange nicht ernſte Krankheit oder ſonſt betrübende Ereigniſſe ſie unmöglich machten. Aßmuth's Haus war ein ſehr beſuchtes, wozu auch die Lage deſſelben an der großen Straße von Dorpat nach St. Petersburg viel beitrug. Manche einzelne merkwürdige Erfahrungen wurden da mit Reiſenden gemacht, welche, auch als ganz Fremde, die Gaſtlichkeit des Paſtorats in Anſpruch nahmen. Perſönlichkeiten kamen, deren Leben dem Verlauf eines intereſſanten Romanes glich, andre, denen man es anmerkte, daß es ihnen doch nur um ein Wegegeld zu thun war, wenn ſie ihre Bettelei auch in eine faſhionable Form zu kleiden wußten. So erinnern wir uns, einen vorgeblichen Hauslehrer dort geſehen zu haben, der im

grünen Jagdrock mit der Botaniſirbüchſe eintrat und viele mündliche Grüße von einem Baron überbrachte, der als Theoſoph und Apokalyptiker an dieſem Manne ſollte Antheil genommen haben, als an einem großen Verehrer Bengels und ſeiner erklärten Offenbarung Johannis. Er habe ihm den Paſtor Aßmuth als einen Mann von chriſtlicher und verwandter Geſinnung empfohlen. Aßmuth empfing den Mann mit freundlicher Höflichkeit, wofür dieſer alle Augenblicke mit Bengels „Zeiten und halben Zeiten“ die Unterhaltung zu würzen befliſſen war. Man ſetzte ſich zum Thee und zum Abendeſſen. Die bengelhafte Theologie dieſes pädagogiſchen Zugvogels entlockte uns öfter ein Lächeln ihm ins Angeſicht. Jedes Citat aus Bengel klang uns wie das Liedlein: mein Rock iſt zerriſſen und habe kein Brod und fecht doch für — Bengel, denn Bengel iſt todt. Es war nun höchſt komiſch, wie der Mann manchmal recht einverſtanden mitlächeln mußte, dann aber wieder Alles eifrigſt mit ſeinem Bengelſchen Offenbarungsſchild zudeckte. Aber Aßmuth ließ ſich auf ſolche loſe Gedanken nicht ein, ſondern beherbergte dieſen angeblichen Apokalyptiker auch noch die Nacht, obgleich ihm natürlich ſeine Verſtellung nicht entging, eben ſo wenig aber auch ſeine wirkliche Armuth. Er hatte ihm mit großer Zartheit ein Weggeld auf den Tiſch neben ſein Bett gelegt. Am andern Morgen war der Mann auf und davon, ohne den Kaffee abzuwarten, und das weiße Bett, in das man ihn gelegt, war recht ſchwarzgrau geworden.

Ebenſo tragi-komiſch wie dieſe Erfahrung, ebenſo rein tragiſch und Beiträge zur Geſchichte menſchlichen Elends waren andere Erfahrungen, deren Mittheilung aber nicht hierher gehört.

Der Bekannten- und Freundeskreis Aßmuth's war groß. Das nahe Dorpat führte ihn mit Vielen in Berührung, unter denen die Profeſſoren der Theologie Sartorius, Buſch nebſt ſeiner von Aßmuth beſonders hochgeachteten Frau, und Kleinert zuerſt zu nennen ſind. Wer den letztern, der leider ſo früh ſtarb, kannte und zu würdigen wußte, weiß auch, was für ein herrlich Werkzeug des Geiſtes Gottes derſelbe war und bis an's Ende blieb, mochte er auch in ſeiner pietiſtiſchen Zeit von Vielen verkannt und verſchrieen und bei ſeiner ſpätern, der Hegel'ſchen Philoſophie zugethanen Richtung auch von denen mit Mißtrauen angeſehen werden, die ihn liebten, als Jene ihn verſpotteten. Seine wiſſenſchaftliche Bedeutung als Exeget und Kritiker in jener Zeit war gewiß groß und unter den Theologen in Dorpat ging in Bezug auf ſein Buch über den Jeſaias die Rede, Geſenius, gegen den es wie gegen alles rationaliſtiſche Zerwühlen der Authenticität des altteſtamentlichen Canon gerichtet war, habe nach dem Leſen des Buches erklärt, Kleinert habe ihn überwunden. Sein academiſcher Vortrag war meiſterhaft und wurde von Zuhörern Eichhorn's mit deſſen Vortrag verglichen. Unvergeßlich wird ſeinen Zuhörern ſein Collegium über den Hiob mit der herrlichen Kleinert'ſchen Ueberſetzung, über das Evangelium Johannis

und über den Galaterbrief ſein. Nicht weniger aber ſein perſönliches Erweiſen gegen ſeine Zuhörer, die er in der erſten Zeit mit der ganzen Wärme des erweckten Chriſten, wenn auch in ſtarken pietiſtiſchen Formen, wöchentlich an Einem Abend bei ſich aufnahm. So lange er Pietiſt war, war er es von ganzem Herzen und gab ſich, wir müſſen es ſagen, mit Leib und Seele dieſer Richtung hin, ſo daß ſeine Erſcheinung, die an ſich ſchon die Blicke auf ſich zog, etwas Auffallendes hatte. Alles, was bei vielen Anderen ſeiner Richtung oberflächlich, Maulwerk, Angewöhnung, Heuchelei ſein konnte, ging bei ihm aus der Tiefe und Wahrhaftigkeit ſeines Weſens hervor. Seine lange hagere Geſtalt ging gebeugt, wenn ſein Inneres vom Bewußtſein der Sünde gebeugt war. Sein großes, helles, blaues Auge blickte gewaltig ſtrenge, wenn ſeine Seele von Mißbilligung ergriffen war. Daſſelbe Auge ſchaute ſo tief in Gottes Tiefen, ſo kindlich freundlich, wenn es kindliches Weſen erſchaute. Und weil ihn andere Dinge erfüllten als die Mehrzahl der Andern, ſo erſchien ihnen an ihm Alles befremdlich und gemacht, ſo lange ſie ihn nicht näher kannten und ſein unendlich reiches, tiefes, die ſchwache Körperhülle verzehrendes Geiſtesleben. Wir erinnern uns, wie einſt im auditorio philosophico, wo Dr. Julius Walter überaus zahlreich beſuchte Vorleſungen über die Religionsphiloſophie hielt, zu Anfang, als Walter eben die Vorleſung begonnen hatte, auch Dr. Kleinert in das Auditorium trat. Wie es jungen Studirenden beim Anblick ſo ausgezeich-

neter Lehrer geht, das Herz war uns gehoben bei ihrem Erſcheinen. Kleinert aber ging mit überaus demüthiger Geberde, als halte er ſich kaum werth, die ſtrahlende Halle der großen Wiſſenſchaft zu betreten, zu einem bereit ſtehenden Stuhl. Während das geſchah, Walter ſeinen höchſt klaren und hinreißenden Vortrag begann, traf unſer Ohr das gegen Kleinert hin geſprochene Wort eines unbekannten und nicht einmal geſehenen Commilitonen: „der Schleicher.“

Wie von einer Schlange geſtochen befanden wir uns ſogleich in einem Gefühl nothwendiger Entgegnung, und nie ſonſt hat uns das ominöſe: „Du dummer Junge,“ näher auf der Zungenſpitze gelegen. Aber der Vortrag des einen, der Anblick des anderen Lehrers verwiſchte bald ſolche Gedanken und machte dem Wunſche Raum, daß ſolcher Vortrag, wie Dr. Walters, und ſolche Demuth, wie Kleinert dem Commilitonen das oberflächliche Schimpfen benehmen möchte. — Als aber ſpäter Kleinert, beſonders durch Dr. Walter's Einfluß und nach einer Reiſe nach Berlin ſich der Hegel'ſchen Philoſophie zuwandte, hat er doch den demüthigen Glauben bewahrt. „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommſt.“ Dieſes Wort hat er ſich ſelbſt zu ſeiner Grabſchrift gewählt [1].

[1] S. Dr. Julius Walter's Lebensabriß Kleinert's, Dörpt. Jahrbücher, Bd. II, Heft 6, auch beſonders abgedruckt, wo auch Kleinert's Schriften angezeigt ſind. Daß dort Kleinert in ſeinem erſten Glaubensſtande durchweg „Myſtiker“ genannt iſt, hat entweder

Mit dieſem Manne kam auch Aßmuth in Berührung und nähere Bekanntſchaft. Wenn er in die Stadt kam, beſuchte er Kleinert gern, und im Juli 1830, als eben Aßmuth's Schwiegereltern und Schwäger in Torma waren, traf Kleinert ebenfalls dort ein. Es war Allen eine große Freude und der alte, würdige, doch damals noch ſehr im Rationalismus befangene Schwiegervater empfing von Kleinert's Perſon einen Eindruck, wie Aßmuth es gewünſcht hatte. Aßmuth ſchreibt: „Wie oft mußte ich, „während Kleinert mit ſeinem beredten Munde ausſprach, „was in meinem innerſten Herzen lag und was ich den „lieben Meinigen nicht ſo zu ſagen vermochte, zum Herrn „rufen, daß er dieſe Worte nicht verloren gehen laſſe!“ — Es war ein ſehr freundliches Zuſammenſein, denn ſo groß Kleinert's Ernſt war, ſo bezaubernd faſt wirkte ſeine Heiterkeit auf ſeine Umgebung, und Beides gab ihm den Einfluß auf Andere, der ſeiner Stellung zukam.

Auch andere Männer in Dorpat haben mit Aßmuth in Gemeinſchaft geſtanden und Alle haben ihn geachtet und geliebt, wie er auch ſie, und die Verbindung mit Dorpat iſt von entſchiedenem Einfluß auf ſein Leben geweſen, wie wir im Verlauf noch mehr erkennen werden.

Aber ſchon im März 1831 ward Aßmuth von einem bösartigen Magenkrampf befallen, der ihm mehrere Wo-

ſeinen Grund in dem damaligen Sprachgebrauch oder in einer Berückſichtigung der zur Myſtik ſtark hinneigenden pietiſtiſchen Richtung Kleinert's.

chen hindurch den Schlaf raubte und durch die Nothwendigkeit, Sonntags den Gottesdienſt zu halten, ſtets erneuert und verſtärkt ward. „Es war ernſthaft,“ ſchreibt Aßmuth ſeinem alten Freunde, „aber ich konnte dem „Tode muthig in's Angeſicht blicken und ſprechen: Tod, „wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg?“ — Durch noch wie viele Proben mußte dieſer Glaube ſich bewähren!

Im Mai deſſelben Jahres ſchreibt er: „Dein Philippus (er nannte Jenen öfter ſeinen Luther) iſt noch immer nicht geneſen. Aber es iſt gut ſo. Ich möchte ſonſt gar zu gern aus dem Vollen leben wollen und mein Herz würde zu bald des Herrn vergeſſen. Vergeſſe ich doch ſo noch täglich, daß ich ein armes Zweiglein und verlorenes Schäflein bin, und daß nur Er der gute Hirte iſt.“ — Er beklagt ſich dann über ſeine große Reizbarkeit, mit der er in dem langwierigen Uebel ſein liebes Weib und andere Umgebung verletze.

Die Aerzte verordneten Bäder, Selterswaſſer. Er merkte einige Erleichterung, aber ſchon im Juli erneuerte ſich das Magenübel. Die Cholera kam in's Land, beunruhigte ihn aber nur der Gemeinde wegen. Ein ſtarker Sporn, doch nicht müde zu werden, war Aßmuth in dieſer Zeit die Lectüre von Henry Martins Leben. Er that ſeine Amtspflicht faſt über ſeine Kraft, unterrichtete dabei ſeine älteren Kinder und mußte doch im November dieſes Jahres allnächtlich noch vier Stunden ſchlaflos verbringen.

Der Freund hatte ihm geschrieben: „Es kann bei uns zur rechten Glaubensfreudigkeit nur kommen, wenn wir unsere Hausandachten nicht nachlässig versäumen.“ Aßmuth war darin auch in seiner Krankheit so treu wie möglich und fand das Wort des Freundes bestätigt. Er freute sich des Herrn auch im Leide. „Heute Morgen hatte der alte böse Feind wieder sehr viel gegen unsere Morgenandacht einzuwenden, es kam schwer dazu, war wenig Kraft darin und veranlaßte auch noch ein Gespräch zwischen mir und Auguste, das nichts taugte. Schon gut — da der Teufel so viel dagegen hat, muß die Sache sehr gut sein! — Etwas später: „Wieder ist ein Tag voll Aergernisse vergangen „und wenig weiß ich jetzt von Dir, o Jesu! Aber doch „— vom kananäischen Weibe her ein Lieblingsausdruck „Aßmuth's — doch weiß ich, daß Du, Jesu, immer der„selbe reiche und erbarmende Herr bist!“

Obgleich nun auch noch zeitweilige Brustkrämpfe zu dem Magenleiden hinzukamen, ließ er sich doch in seiner Arbeit nicht stören. Im Januar 1833 beschäftigte ihn viel die projectirte Herausgabe eines esthnischen Volksblattes, dessen äußere und innere Ausstattung, sowie Sicherstellung des Bestehens durch die gehörige Zahl von Subscribenten. Auch Mitarbeiter fanden sich bereit. Der Plan ward ihm immer lieber. Aber im März kam durch die Dörptsche Censurcomité die Resolution, sein Gesuch um Herausgabe eines Volksblattes sei abgeschlagen. Er schreibt: „Unser schöner, wohlgemeinter Plan ist dahin.

„Es war mir, als werde mir ein Stück vom Herzen „abgeriſſen, ſo lieb war mir der Plan geworden.“

Im Januar 1833 ſtarb in Dorpat ein von Aßmuth ſehr geliebter Mann, der Dr. Heinrich von Holſt, der ein Arzt der Seelen nicht weniger geweſen war als ein Arzt des Leibes und ein großer Wohlthäter der Armen. Zahlreich und lang war der Leichenzug, aber länger wird währen das Andenken dieſes Gerechten! Bei Gelegenheit dieſes Todesfalles hatte ein Arzt geſagt: „Der nächſte, welcher nun folgt, wird Walter ſein.“ Er hatte ſich geirrt, obwohl nicht ſehr, denn der erſte war Kleinert, und nicht lange darauf folgte Walter. Die Nachrichten von dem Tode jenes Mannes, von der Krankheit der Anderen, waren bei eigener Kränklichkeit ernſte Mahnungen für Aßmuth. Aber ihm ſtand etwas bevor, was ihn noch viel näher anging. In demſelben Monat zeigte ſich bei ſeiner Auguſte ein Halsgeſchwür, womit ſich eine nervöſe Entzündung verband. Die Krankheit ward ſo mächtig, daß man die Patientin ſchon aufgab. Aber noch ſollte ſie nicht ſterben, ſondern eine Kriſis durchmachen, welche ſie ſelbſt hernach beſchrieben hat in einem Briefe an den Freund. Wir theilen ihren ſo ſchönen wie merkwürdigen Bericht mit: „Mit dem Steigen des Fiebers wurde es mir zu immer größerer Gewißheit, daß meine Stunde geſchlagen und ich nicht mehr viel Zeit habe. Wohl ſetzte da mein Fleiſch noch die letzte Kraft daran, ſträubte ſich gegen den Tod und wollte dieſes Erdenleben

nicht aufgeben. So rang ich eine volle Nacht unter großer Angſt mit dem Tode, bis mir endlich Mann und Kinder und alle Lieben gleichgültig wurden und ich mich anſchickte, vor dem ewigen Richter zu erſcheinen. Da wurden mir aber alle meine Sünden mit Centnerlaſt auf's Herz gelegt und ich mußte in meiner Angſt den Erlöſer ſuchen, weil ich nur durch den Sohn, und auf keinem anderen Wege, zum Vater gelangen könne. Aber der Weg zum Sohne war dunkel und eng und verfinſterte ſich bei jedem Schritte mehr, ſo wie auch meine Laſt ſtets ſchwerer wurde. Als ich nun ſo meinen ſchweren Weg mit ſteigernder Angſt und Sehnſucht verfolgte, begegneteſt Du mir mit etlichen Freunden. Ihr waret ſehr befliſſen, mir einen Theil meiner Laſt abzunehmen, wodurch ich mich aber nicht in meinem Lauf aufhalten ließ, indem ich verſicherte, ihr ſeid nicht im Stande mir zu helfen, und ich müſſe eilen, den Erlöſer ſelbſt zu finden, bevor ich ſtürbe. Indem ich meine Eile verdoppelte und mich von euch loszumachen ſuchte, langte ich endlich bei meinem himmliſchen Freunde an. Da fand ich zu meinem Entzücken, daß es ſchon genug war, Ihn gefunden zu haben, um ganz rein vor ihm dazuſtehen. Ich wollte mich wegen meiner Sünde anklagen und meine Laſt zu ſeinen Füßen niederlegen, aber ich fand davon nichts mehr und ſtand leicht wie ein Vogel, und unſchuldig wie ein Lamm vor Ihm. Er nahm mich auf ſeine Arme und ließ mich Blicke in ſein lichtes Himmelreich thun. Ich dachte der Erde ſchon ganz

entrückt zu sein, aber der Herr wollte es anders. Ich fühlte wieder das heftige Fieber und empfand allerlei Sorge und Qual. Ich schloß die Augen, um nicht zu sehen, was mich umgab, und nun ward mir die Aufgabe, mich in mein Leiden zu ergeben. Nachdem ich in solchem Zustand eine Weile verharrt hatte, nahte sich mir der Heiland in lieblicher Gestalt und fragte: willst du mich jetzt als Krankenwärter annehmen? Kaum hatte ich mich dazu bereit erklärt, so war er wie eine Mutter um mich bemüht. Mein furchtbar tobendes Blut besänftigte er durch Auflegen seiner segensreichen Hand und wiegte mich wie ein Kind in seinen Armen. Ich empfand viel weniger meine schmerzhafte Krankheit, als seine heilbringende Nähe. Auch über meine Kinderchen beruhigte er mich und sagte: Mache dir um sie keine Sorge, ich bin jetzt ihre Mutter, sie stehen unter meiner Pflege und unter meinem Schutz. Damit ward ich ruhig und erst nach mehreren Tagen fiel mir wieder ein, daß ich Kinder habe, und — da war ich in der Genesung."

Diese Krankheit wirkte mächtig auf ihre Umgebung, besonders auf ihre sie unermüdlich pflegende Schwester Pauline, die dabei ebenfalls in eine Gebetsarbeit hineingezogen wurde, wie sie sie zuvor nicht gekannt hatte. Aber der Genesenden blieb eine Nervenschwäche nach, welche öftere plötzliche Krämpfe herbeiführte. Als sie zum ersten Mal wieder der Morgenandacht beiwohnen konnte,

wählte Aßmuth, auch mit dem Gedanken an sie, Nr. 79. V. 4 bis 6 des reval-esthnischen Gesangbuchs (es ist das Lied: Komm, o komm, du Geist des Lebens). Aber sie mußte aufstehen, fiel aber, vom Krampf ereilt, mit einem Schrei nieder.

Zu ihrer Erholung brachte Aßmuth sie im Juni dieses Jahres auf einige Wochen nach Dorpat. Sie kehrte besser zurück, aber bald nachher zeigte sich das Nervenübel wieder.

Im Februar 1834 übergab Aßmuth seinen Sohn einer Erziehungsanstalt. Im October desselben Jahres stellte sich bei ihm anhaltender Husten mit Schleimauswurf und Blutspeien ein. Aber er fuhr dabei immer fort zu arbeiten und Alles, was sein Herz bewegte, brachte ihn nur in lebendigere Gemeinschaft mit seinem Herrn. Unter dem Einläuten des Pfingstfestes dieses Jahres hatte er dem Freunde geschrieben: „O daß jeder Glockenschlag „an mein Herz dringen möchte! Es ist so still in meiner „Seele am Vorabend des großen Festes, und jeder „Athemzug und Pulsschlag möchte ein Gebet werden für die Gemeinde."

Am Weihnachtsfest schrieb er folgende Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen. Ach komm', Herr Jesu und erneuere deine arme Christenheit, werde wieder in uns geboren, bringe wieder Geist und Leben in die erstorbenen Herzen, auf daß die arme Menschheit aufwache aus dem Traum der Sünde und in dir ihren Heiland er-

kenne und ſie kommen mögen von Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht anzubeten Dich, den Gott in der Krippe! — Ach, wenn es doch alle Welt wüßte, was das für ein Leben iſt bei dem Herrn, und wenn wir doch tauſend Zungen hätten, es ihr zu ſagen. Ich freue mich und bin erhoben. Denn ich habe heute von Ihm gepredigt, und darf morgen wieder von Ihm predigen und übermorgen zum Bibelfeſt in C."

Und am letzten Abend dieſes in ſeinem häuslichen Leben für ihn ſo ernſten Jahres ſchrieb er in den tagebuchartigen Briefen an den Freund folgendes Gebet: „Herr, könnte ich dich inniger umfaſſen und dir kindlicher anhangen und es dankbarer glauben, daß meine Sünden alle in Dir ewig verſöhnt und vergeben ſind. Hilf dazu in dem neuen Jahre, wie Du im alten geholfen, durch Sünde, Leid und Jammer hindurchgeholfen, mit ſtarker gnädiger Hand mich und die Meinen hindurchgetragen haſt. Sei in dieſem Augenblick auch meinem Herzensbruder nahe und allen unſeren Brüdern und Schweſtern, damit wir Alle in deiner ſeligen Gemeinſchaft eins ſeien und bleiben mögen ewiglich."

Aßmuth hatte eine beſondere Gabe, geſtörte Verhältniſſe wieder in Ordnung zu bringen, d. h. zur Verſöhnung zu helfen. Ein Grund davon war, daß er ſich nie darüber wunderte, wenn auch Chriſten ſündigten. Er ſagte oft: Wir müſſen es nie vergeſſen, daß das Chriſtenthum nicht beſteht im Gutſein, ſondern vielmehr in Erkenntniß und Bekenntniß unſerer Schuld, und im

Glauben an die Erbarmung Chriſti. Das verſöhnt auch uns unter einander. Von dieſem Grundſatz aus war er auch ſelbſt ſehr verſöhnlich, trat aber auch ſehr oft zu ſeinem Weibe und ſeinen Kindern und bat ſie in herzlicher Demuth um Vergebung, weil er, ihr Mann und Vater ſelbſt, ſie betrübt habe. Wenn er aber zu dem Satz kam, Chriſten ſind keine Heilige, ſondern Sünder, ſo kam er damit in Conflict mit der apoſtoliſchen Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe, welche die Chriſten ausdrücklich als Heilige bezeichnet und hier trat der von dem apoſtoliſchen Geiſt verſchiedene Geiſt des Pietismus zu Tage. Dem Apoſtel nämlich gilt die objective Gerechtigkeit in Chriſto Alles, er ſchaut die Chriſten trotz ihrer ihnen anklebenden Sünde doch als Heilige Gottes an. Der Pietismus in ſeiner ſubjectiven Richtung ſchaut die Chriſten trotz der ihnen zugerechneten Gerechtigkeit Chriſti mehr als Sünder an, und ſo kam es, daß ihm als eigentliches Ziel des Chriſtenthums immer das Armeſünderthum galt. „Gott wird noch gar viele gute, lobenswerthe Parthieen in ihnen fortzuſchaffen haben, ehe er N. und N. ſich zu Füßen wirft," ſo ſagte Aßmuth oft und der Selbſtgerechtigkeit gegenüber hatte ſo ein Wort ſeine Wahrheit. Aber daß, wenn ein Sünder in Buße Chriſto zu Füßen lag, das Werk als geſchehen und vollendet galt, das war nicht richtig. Es hebt dann erſt das Leben in Chriſto an. — Der Pietiſt, darauf hin befragt, leugnete das wohl nicht, lebte auch in Chriſto, aber ſeiner Anſchauung lag doch die ganze

Seite des neuen Lebens in Chriſto fern. Hier war er der Entwickelung bedürftig.

Im Jahr 1835 mußte Aßmuth ſeine wieder erkrankte Frau zu einem ihrer Brüder an den eſthländiſchen Strand zum Seebade bringen. Sehr ſchwer war ihm das Leben im Hauſe ohne ſie. Der Freund ſchrieb ihm: „Wer unterm Kreuze ſteht, iſt auch dem Gekreuzigten nah.“ Aßmuth dankt für das Wort, bittet, der Freund (der nicht fern vom Badeort wohnte) möge doch ſeine Auguſte in ihrer Krankheit beſuchen und ſtärken und ſagt dann: „So bin ich wieder zu Dir gekommen, um meine bedrängte Seele gegen Dich auszuſchütten und Dir zu ſagen, daß der Kreuzesweg oft recht bitter, eng und dunkel iſt. Ich weiß wohl, daß der Herr es gut meint und kann auch zuweilen im Glauben die Hand küſſen, die ſo hart ſchlägt, aber es bleibt doch dabei: die Züchtigung, wenn ſie da iſt, dünkt ſie uns nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſein. Es iſt ſchwer, Vater- und Mutterſtelle zugleich zu vertreten bei den ſechs noch unmündigen Kindern, das geliebte Weib in der Ferne krank zu wiſſen und noch die eigne Schuld und Elendigkeit zu tragen. Ich gehe wohl täglich mehrere Mal zu Dem, der Alles trug und trägt, aber das Herz iſt doch meiſt voll Kummer, die Augen voll Thränen.“

In dieſer Zeit ſeiner Einſamkeit beſuchte ihn jener früher genannte Eingepfarrte und ſagte ihm, daß das Leben ihm total inſipid und jämmerlich erſcheine und er gar nicht begreife, wozu er da ſei. Es war wohl eine

vertraulichere Stunde und manches ernſte Geſtändniß kam vor. Der Gedanke an den allmächtigen Gott habe etwas Erdrückendes und die Vorſtellung des Todes ſei ſchauerlich. Geht es Ihnen auch ſo, fragte er dann Aßmuth. Dieſer antwortete: „Ja wohl, — aber ein Blick auf den Mann am Kreuz nimmt mir die Todesfurcht aus dem Herzen.“ Da ſprang Jener auf und ſagte: „Es iſt mir doch ganz unerklärlich, was für einen Zuſammenhang das Kreuz Chriſti mit Ihrer Ruhe im Tode haben kann!“ Aßmuth aber fügt dieſem Bericht an den Freund den Wunſch hinzu: Gott gebe dieſem mir ſonſt ſo lieben Manne die Erkenntniß deſſen, was Römer 7 und 8 geſchrieben ſteht.

Wir hören nun Aßmuth ſelbſt weiter berichten vom 22. Juli d. J.: „Tags darauf, nachdem ich die letzten Zeilen Dir geſchrieben, fuhr ich nach Lohhuſu und nahm meine fünf älteſten Kinder mit, um ſie zu erfreuen. Am Montag Nachmittag machten wir uns auf den Heimweg. Unterwegs laſen wir einen ſehr anziehenden Lebenslauf, in dem ich mir Manches, was für meiner Auguſte Zuſtand paßte, anmerkte, um es für ſie auszuſchreiben. Als es zum Leſen zu dunkel wurde und Ferdinand mir Grund zu einer ernſten Ermahnung gab, öffnete mir der Herr das Herz, ſo daß ich die vier älteren Kinder, während die fünfte auf meinem Schooß eingeſchlafen war, mit Thränen bitten konnte, zu bedenken, daß es vielleicht Gottes Wille ſei, ſie bald zu Waiſen zu machen, da die Mutter ſchwer krank und ich auch kränklich ſei, und daß

wir ja gar nicht ruhig ſterben könnten, wenn ſie nicht gehorſame Kinder wären. Das war unſer Geſpräch, als wir den Abweg nach Hauſe hinab fuhren. Auf dem halben Abwege rief eine Stimme dem Kutſcher zu zu halten. Erſt als ich ausſtieg, erkannte ich meinen alten Schwiegervater. Als eine meiner erſten Fragen ſich nach Auguſte erkundigte, und die Antwort bedenklich lautete, errieth ich die Abſicht ſeines Beſuchs und die Kniee fingen mir an zu beben. Bei der Pforte wußten wir Alles, die Kleinen jammerten laut und Maria ſank hin, ſo daß der alte gebeugte Großvater und ich ſie ins Haus tragen mußten. Die folgende Nacht wurde durchwacht, durchweint und durchkämpft, ich brachte ſie mehr auf den Knieen als im Bette zu und rang mit dem Herrn, der mich ſo ſtark geſchlagen und in ſolchen Jammer geſtürzt hatte. Der folgende Tag verging troſtlos. So warf ich mich Abends auf mein Lager, ſchlief vor Erſchöpfung bis 3 Uhr Morgens, erwachte zu neuem Jammer und warf mich wieder hin zum Gebet. Da kam Er denn mit ſeinem Himmelslicht und ließ mich im Geiſte mein Weib ſehen, wie ſie am Fuße ſeines Thrones anbetete und frei von der Qual des armen Erdenlebens mit ihrem ſchon hienieden ſo verklärten Auge an Ihm, dem Retter ihres Lebens hing. Dies Bild zog auch mich hinauf zu Ihm, in dem wir uns lieben gelernt hatten und einander ewig angehören werden. Nun fühlte ich, daß ſie mir unverloren ſei; ja daß ich ſie mehr noch beſitze, als bisher, und es war auch, als neige ſie ſich herab zu mir und

bitte mich, ihr das unaussprechliche Glück zu gönnen. Und nun flossen andere, süßere Thränen, ich fiel mit ihr hin zu den Füßen des Allerbarmers, ich versuchte es den ersten Dank zu stammeln dafür, daß er sie in seine Herrlichkeit aufgenommen; ich dankte ihm für das, was sie mir gewesen war, für das unverdiente Glück, das ich funfzehn Jahre lang an ihrer Seite genossen hatte, ich bat um Vergebung für Alles, womit ich gegen sie gesündigt hatte, und ich erhielt diese Vergebung. Ein seliger Friede erfüllte mich, ich hatte Ihn wieder und in Ihm sie, und Lob und Anbetung war in meiner Seele. Nun konnte ich auch die Andern trösten und wenn auch dunkle Stunden genug wiederkommen, so bin ich nun doch des Sieges gewiß."

„Ich habe brieflich den Geschwistern gedankt, die ihr die letzten Dienste geleistet, gebeten in meinem Namen, den letzten Segen über der theueren Hülle zu sprechen und sie bis zum Winter bei sich zu behalten, da ich dann kommen und sie abholen wolle, um sie an die gemeinschaftlich von uns Beiden gewählte Stelle zur Ruhe zu legen. Da mußte ich wieder viel trauern und weinen, daß ich ihr nicht das letzte Lebewohl zurufen, ihre letzten Worte nicht vernehmen, ihr liebes stilles Bild nicht sehen durfte. — Die Kinder finde ich oft in Thränen, auch den etwas wilden Ferdinand, und doch weiß er nicht einmal, was für eine Mutter er verloren hat. — Ach wie sehne ich mich fort aus dem Leibe dieses Todes. Denn selbst jetzt muß ich es fühlen, wie das Herz wie

ein ſchwerer Stein aus dem Himmel des Glaubens herabſinkt in das gegenwärtige irdiſche Leben. Wann wird es endlich heißen: die Kette iſt zerbrochen, der Gefangene iſt frei?"

Wie es immer iſt in ſolchen Fällen unſeres Erdenlebens, es kam nun viel Theilnahme der Brüder, es kamen Amtsfahrten und Arbeiten, der Sohn, der auf Ferien zu Hauſe geweſen war, um dort den Schmerz beſſer zu durchleben, als es in der Anſtalt geſchehen wäre, mußte in dieſe zurück. Aßmuth bereitete ſich zur Fahrt auf die zweite Synode, das Wirken, ſo lange es Tag iſt, gewann die Oberhand über den ſich ſtets erneuernden Schmerz, der, wenn das nicht geſchieht, immer nur ein Hinderniß wird den gottgefälligen Winterpilgern in die Heimath, wohin die Lieben vorangegangen ſind.

Die Synoden zu beſuchen, war Aßmuth eine ernſte Pflicht und auch eine Glaubensſtärkung. Ohne Grund verſäumte er ſie nicht, auch in dieſem Jahre ſeines Schmerzes nicht. Als er nun aber zurückkehrte in das Haus, wo ihn ſonſt ſeine Auguſte empfangen hatte, als ſeine, über die Rückkehr des Vaters erfreuten Kinder ihn begrüßten, da ſuchte ſein Auge die Geſtalt der Hausfrau und Mutter und fand ſie nicht, und er ging in ſeine Kammer und ſchloß die Thür und weinte vor dem Herrn, bis er getröſtet wieder unter ſeine Kinder treten konnte. Im December dieſes Jahres fuhr Aßmuth in Begleitung eines Freundes nach Martens in Eſthland, zu ſeinem Schwager, wo die Leiche ſeiner Auguſte bis dahin auf-

bewahrt war, um ſie abzuholen. An ihrem Sarge erneuerte ſich der Schmerz, aber auch der Troſt. Er wurde ſelbſt krank, mußte aber trotzdem mit der Leiche fort. Die erſte Nacht im Kruge hatte er Fieber und konnte nicht ſchlafen. Des Freundes ſorgliche und kundige Pflege half. Durch ſtrenge Kälte und ſtarkes Sturmwetter ſetzten ſie die Reiſe fort. An ſeinem Hochzeitstage, den 17. December traf er mit der Leiche bei ſeinem Schwiegervater in Matthäi ein und am 18. bei immer ſtrenger Kälte zu Hauſe, wo Familie und Gemeinde die Leiche empfingen, den Sarg mit Immergrün ſchmückten und bis zum folgenden Tage in die Kirche brachten. Dann ward ſie in das beſtimmte Grab gelegt.

In dem halben Jahr, welches bis jetzt ſeit dem Tode ſeiner Frau vergangen war, waren drei kleine Kinder und die zwei ältern Töchter, die auch noch ſehr jung waren, allein dem Unterricht und der Erziehung des Vaters überlaſſen. Aber ſeine Amtsarbeiten hinderten ihn ſowohl an Erziehung wie an Unterricht. Die zwei ältern Töchter halfen nach Kräften. Eine Wirthſchafterin ſtand ihnen in der Führung des Haushalts bei. Alle waren gehorſam den Führungen und dem Willen des Herrn, aber es war doch keine leichte Zeit. Die Hauszucht über das große Dienſtperſonal litt je mehr und mehr. Natürlich konnte Aßmuth ſich nicht um alle Kleinigkeiten bekümmern. Die fleißigen Töchter thaten es mit aller Anſtrengung und Gewiſſenhaftigkeit, aber ſie waren ja auch noch Kinder und die können die in einem Haushalt

nöthige Autorität der Hausfrau nicht erſetzen. Es iſt eben bei ihnen nicht und kann nicht ſein „die Gottes Majeſtät“ von der Luther ſagt, daß ſie bei Vater und Mutter, bei den Aeltern und Vorgeſetzten ſei. Aßmuth betete fleißig für ſeine Kinder und Hausleute, griff auch nach Kräften thätig mit ein, hielt namentlich feſt an ſeinen Morgen- und Abendandachten mit Geſinde und Familie, in denen ein noch lange nicht genug anerkanntes Befeſtigungsmittel des Hausſtandes uns gegeben iſt. Er beſuchte auch die verſchiedenen Wirthſchaftszweige, damit das Auge des Hausherrn nicht fehle, das oft mehr thut, als der Hausherr ſelbſt weiß. Aber je länger je mehr ſah Aßmuth, daß es ſo nicht lange mehr gehen werde. Er hat des Herrn Rath und Willen ernſthaft geſucht in dieſer Zeit ſeiner Wittwerſchaft. Da ward es ihm immer gewiſſer, daß er einen beſtimmt ausgeſprochenen Wunſch ſeiner geliebten Auguſte ernſthafter in Erwägung zu ziehen habe. Sie hatte gewünſcht, daß nach ihrem Tode ihre, ſchon erwähnte, Schweſter Pauline an ihre Stelle treten möge. Nachdem Aßmuth dies vor ſeinem Gott erwogen, ſchrieb er ſeinem alten lieben Schwiegervater und fragte bei ihm und der Schwiegermutter an, ob er ſich der Hoffnung hingeben dürfe, daß dieſer Wunſch ſeiner Auguſte, der auch ſein eigener ſei, in Erfüllung gehen werde? Im Januar 1836 kam die Antwort, Pauline wolle im Namen Gottes ihrer Schweſter eine treue Schweſter, Aßmuth ein liebendes Weib und ſeinen Kindern eine zweite Mutter werden.

Wir erinnern uns der ſtillen Freudenthränen und des herzlichen Dankes, mit denen Aßmuth dieſe Zuſage empfing und den Seinen mittheilte.

Die Zeit dieſes zweiten Bräutigamſtandes verging Aßmuth unter vieler Arbeit der gewöhnlichen Art, unter derſelben ernſthaften Selbſt- und Sündenerkenntniß, die ſein ganzes Leben in dieſer Periode charakteriſirt und unter herzlichem Gebet. Sein alter Freund hatte ihm einmal geſchrieben, er ſolle nur ja nicht gut werden, d. h. aufhören ein armer Sünder zu ſein. Aßmuth antwortete: „von allen falſchen Höhen komme ich bald genug herunter. Probe: 1) nichtsnutzige, ja gegen meine nächſte Umgebung mißtrauiſche Gedanken, rechte Ausgeburten der Hölle, denen das Wort Chriſti gilt, was denket ihr ſo Arges in euern Herzen. 2) Ein neuer, aber verpfuſchter Rock macht mir ſo viel Sorgen und Unmuth, wie vielleicht noch nie der Zuſtand einer verpfuſchten Seele. 3) Meine ſtets ſich ſteigernde Bruſtbeklemmung demüthigt mich nicht, ſondern macht mich ungeduldig und ich wünſche mir ſogar manchmal den Tod in all der Unruhe, Jämmerlichkeiten, Halbheiten, Eitelkeiten und Nichtigkeiten. Wo ſoll da das „Gutwerden“ herkommen?“

Es war unterdeß ein Jahr vergangen ſeit dem Tode ſeiner erſten Frau. Der 4. Juni 1836 war als der Tag angeſetzt, wo er ſeine Pauline aus der Hand ihrer lieben Eltern empfangen ſollte. Als er am 31. Mai zum zweiten Mal zur Hochzeit fuhr, ſchrieb er zuvor das Gebet

nieder: „Herr, laß dieſe Verbindung dir zur Ehre, uns „Beiden zum Segen, den Kindern zum Heil gereichen.“ — Es iſt ſo geſchehen, denn ſeine Pauline war ihm der beſte Erſatz für den großen Verluſt, den er erlitten hatte. Als er mit ihr zu Hauſe angekommen war, war Beider erſter Gang zu Auguſten's Grabe, wo ſie ſich die Hand reichten zu treuem Bunde. Kräftigern Geiſtes wie Körpers, als ihre Schweſter, war ſie vom Herrn berufen, ſchwerere Leiden zu ertragen wie ſie. Sie hat ſich nicht geſchont, ſondern hat ſelbſt die Geſundheit ihres Leibes eingebüßt, nie aber aufgehört, Gott zu loben für Alles. Als Aßmuth bald darauf zur Synode fuhr, hat ſie während ſeiner Abweſenheit auf derſelben, wo er ſeinen Vortrag über die ſeelſorgeriſchen Mittel des Predigers hielt, mit den Hausleuten vorleſend und vorſingend die Hausandachten gehalten. Aßmuth freute ſich darüber ſehr und hat es ihr herzlich gedankt, ſie darum um ſo höher geachtet und geliebt.

Dieſe zweite Ehe war abermals mit ſechs Kindern geſegnet: 1) Eduard Paul Auguſt, geboren den 8. April 1837. 2) Johannes Leopold Alexander, geboren den 25. Juni 1838. 3) Carl Peter Alexander, geboren den 27. Mai 1840. 4) Wilhelmine Ulrike Caroline, geboren den 10. Septbr. 1842. 5) Alexander Woldemar Carl, geboren den 28. April 1845. 6) Emma Louiſe Amalie, geboren den 22. Mai 1849.

Der Anfang des Jahres 1837 war ſchwer wegen totaler Heiſerkeit, Schlafloſigkeit, Nervenſchwäche und Bruſtbeklemmung. Aber Aßmuth ließ ſich dadurch wie zuvor auch nicht in ſeinen häuslichen und amtlichen Arbeiten ſtören. „Zuweilen — ſchreibt er 1838 — iſt es ſo, als könne ich keine Hand mehr regen, ſelbſt die Zunge iſt träge und möchte nicht ſprechen, Alles in mir ſehnt ſich nach Ruhe. Aber wenn ich das Gefühl von Mattigkeit überwunden habe, wozu noch heute bei der Predigtmeditation meine theure Pauline half, als ſie plötzlich im Nebenzimmer mit den Kindern einen ſchönen Choral ſang, dann geht es wieder.“

Es ward ihm verordnet, ſich den Leib mit Spiritus täglich zu waſchen, auch ein Glas guten Weines zu trinken, nicht gleich nach dem Eſſen, ſondern etwas ſpäter, ein Viertelſtündchen zu ſchlafen. Er that ſo, aber das Uebel wich nicht. Jahrelang war ſein Zuſtand immer leidend, ſo daß er es am Ende nicht anders mehr erwartete und dankbar war, wenn, wie im Jahr 1839, ſein Geiſt von innerer Stille erfüllt war. Doch trat dazwiſchen natürlich die krankhafte Reizbarkeit wieder ein. „Satan läßt mich nicht in Ruhe, ſchreibt er 1840, aber er ſoll mich doch nirgend hin ſetzen, als zu den Füßen meines barmherzigen Jeſus!“

Im Februar 1841 ſtarb der kleine Alexander an dem Croup nach dem Scharlach, noch kein volles Jahr alt. „Es war ein kräftig Kind und litt darum wohl mehr. Das Ende war ſanft, vielleicht eine Lungenlähmung. Die

Schweſtern haben ihm ſein Sterbekleid genäht. Ich communicirte im Nebenzimmer mit Paulinen. (So nahm er in Gemeinſchaft mit dem Freunde das Abendmahl oft in jener Zeit). Als wir heraus traten lag das Kind da, ſo ernſt und ſtill und doch ſo freundlich, und der ſtumme Mund hielt eine beredte Predigt an uns. Bei der Beerdigung hatte ich recht ein Siegesgefühl. Das iſt das erſte und einzige von allen meinen Kindern, das ganz geborgen iſt und ſicher! Der Herr ſei gelobt."

Im März bekam Aßmuth wieder ſtarkes Blutſpeien und ſollte ſich vor Aufregung in Acht nehmen, was aber doch nicht möglich war. Als er aber an einem Tage öfter dem Aerger nachgegeben hatte und nun in der folgenden Nacht nicht ſchlafen konnte, ſondern um Mitternacht ſein Licht anzündete und nach Zeitſchriften griff um ſich müde zu leſen, da trat die Schuld des Tages lebhaft vor ſeine Seele und er dachte: „nun muß der verlorene Sohn die verdienten Träbern eſſen, ſtatt ſüß zu ruhen in ſeines Vaters Arm."

Im Juni dieſes Jahres erfreute ihn ein ganz freiwilliges Liebeszeichen der eſthniſchen Gemeine, welche ihm durch drei Schulmeiſter 117 Rub. Banko überſandte als Beitrag für den Adjuncten, den er von ſich aus mit 500 Rub. Banko beſoldete.

Im November ward der zweite Adjunct, Paſtor P. Hirſch nach Peude auf Oeſel zum Paſtor gewählt und 1842 war deſſen Hochzeit mit Aßmuth's zweiter Tochter Ida. Da Aßmuth nothwendig einen Adjuncten brauchte,

ſo war es ihm lieb, daß gleich darauf ein dritter bereit war, in dieſe Stellung einzutreten und auch am Tage des Abzugs der Kinder in ihre neue Heimath eintraf.

Aber das alte Hauskreuz, die Krankheit, gönnte ihm nicht lange Ruhe. In der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1842 wurden ſie durch den älteſten Sohn zweiter Ehe, Eduard, erſchreckt, der von einem heftigen Halsübel und Erſtickungszufall ergriffen wurde. Ein junger Mediciner, der gerade in der Nachbarſchaft war, kam und erklärte, es ſei nicht der Croup, auch ward es beſſer mit dem Knaben. Aber am 16. Februar ſtellten ſich neue Erſtickungszufälle ein. In den ſchlafloſen Nächten hat da Aßmuth mit dem Herrn gerungen und ihn um Willigkeit gebeten, wenn Er den lieben Knaben abrufen wolle. „Aber immer wollte das ſelbſtiſche Herz ſich nicht darein ergeben, den älteſten Sohn meiner Pauline ſcheiden zu ſehen. Ich hörte das Stöhnen und Röcheln des Kindes und ſah die Angſt ſeiner Mutter. Du kannſt Dir denken, mit wie beklommenem Herzen ich am folgenden Tage in die Kirche ging und meinen kleinen blaſſen Jungen zum Abſchied küßte. Ich hatte Confirmation, der Gottesdienſt dauerte lange. Das Kind lebte, als ich nach Hauſe kam, aber die volle Gefahr war noch da. In der Nacht gab es keinen Schlaf. Als ich mich am Nachmittag darauf etwas hinlegte und geſchlummert hatte, erwachte ich wieder mit der Unruhe um das geliebte Kind und ich mußte mit dem Herrn um den fehlenden Glauben ringen. Ach, das war eine ſehr ſchwere Stunde und ich wälzte mich

buchstäblich im Staube vor meinem Gott. Der Doctor hatte gesagt, die folgende Nacht werde entscheiden. Ich hatte früh Morgens schon eine Estafette nach Dorpat geschickt, um nöthige Medicamente zu holen. Der Bote blieb aber viel länger aus als wir berechnet hatten, und die Krankheit war im Steigen. Der junge Arzt war sehr unruhig, daß die Medicin nicht kam. Um 1 Uhr sandte ich den zweiten Boten dem ersten entgegen. Bis 2 Uhr war noch keiner da. Da rief mich der Arzt zum Kranken und ließ mich mein Ohr an die Stelle legen, wo die Lungen sind. Ich erschrack über das polternde Geräusch, mit dem die kleine Lunge des Kindes arbeitete. Der Arzt führte mich nun in den Saal und sagte: Jetzt müssen wir jeden Augenblick auf eine Lungenlähmung gefaßt sein und ich kann nichts dabei thun, da ich die rechten Mittel nicht habe. Ein Pulver ist noch da, welches ich im verzweifeltsten Fall eingeben kann, aber ich thue es mit Zittern, da es sehr leicht die entgegengesetzte Wirkung haben kann. Nach diesen Worten ging er zum Kranken. Nun, dachte ich, da muß der Herr unmittelbar helfen, ging in meine Kammer und konnte zum ersten Mal mit freudigstem Glauben um die Rettung des Knaben beten. Ich war so ruhig und sicher, erhört zu sein, daß es mich nicht überraschte als der Arzt kam und sagte: Kommen Sie und hören Sie, was für eine wunderbare Wirkung mein Moschuspulver hervorgebracht hat. Der Knabe war eingeschlafen, man hörte kein Röcheln mehr, nur stilles zuweilen von Husten unterbrochenes Athmen. So schlief

er von 3 bis 8 Uhr. Bald nach 3 Uhr kamen die Arzeneien, die nun kaum noch nöthig waren. Da habe ich mit Paulinen Freudenthränen geweint und den Herrn gelobt."

Bald darauf hatte Aßmuth wieder, nach einem Verdruß mit nachläſſigen Hausleuten, einen ſtarken Blutauswurf. Natürlich hatten die vielen Krankheiten in der Familie auf die, oft der Aufſicht und Zucht entbehrenden Leute nachtheiligen Einfluß. Aßmuth klagt über ihre Nachläſſigkeit und Untreue, über die vielen Aufregungen in Folge deſſen. „Wie wohl — tröſtete er ſich — wird die „Ruhe und Sabbathſtille thun nach dem verworrenen „Erdenleben! Heute Nachmittag, als ich mich hingelegt, „trat mir das Bild des Todes hart an die Seele und „ich fühlte wohl ſeine Schrecken, aber der Herr war mir „doch noch näher, und ſeine herrlichen Verheißungen um„flutheten mich wie ein Meer und nahmen alle Sorge „und Bangigkeit hinweg. Ob das ein Bild meines letz„ten Entſchlafens war?"

Im Januar 1843 meldete er dem Freunde nach der Rückkehr vom Dörpt'ſchen Jahrmarkt die neue Bekanntſchaft mit dem Profeſſor Dr. Philippi und war ſehr erfreut über den Eintritt dieſes Mannes in die Fakultät und über ſeinen zu erwartenden gewiß bedeutenden Einfluß. Aßmuth ahnte damals noch nicht, wie tiefgehend dieſer auch für ihn, wie für die livländiſche Kirche überhaupt werden ſollte.

Im Juni und Juli machte Aßmuth eine Reiſe nach Peude zu ſeinen Kindern und hatte auf derſelben die Freude, faſt überall gleichgeſinnte Freunde zu finden. „Ja“ — ſchrieb er — „das Reich Gottes kommt mit „Macht und die Bollwerke der Finſterniß thürmen ſich „vergeblich empor, um das Kommen des Herrn aufzu„halten.“

In dieſes Jahr fällt die bedeutende Vermehrung ſeiner Arbeitslaſt durch ſeine erfolgte Beſtätigung zum Propſt des Dörpt'ſchen Sprengels. Gott der Herr brachte bei dieſer Führung ſeine Kränklichkeit weniger in Anſchlag als manche Menſchen jener Zeit. Wohlwollende fürchteten für den geliebten Freund, es möchte ihm der Arbeit zu viel werden. Andere, Uebelwollende, waren mit der Wahl nicht zufrieden. Aber Gott der Herr fragte nicht nach den Menſchen, ſondern ging ſeine Wege und die ſind ſo weiſe wie gütig, ſowohl was das Allgemeine, als was die Einzelnen betrifft. Er iſt immer gern in den Schwachen mächtig und nur in ihnen, und er wollte den Mann mit der ſchon gebrochenen Körperkraft, aber mit dem treuen und demüthigen Herzen, an die Spitze dieſes Theils ſeiner Kirche in Livland ſtellen, offenbar, weil ſeine innere Stellung am Beſten für dieſe Zeit des Uebergangs aus dem Pietismus in den Kirchenglauben paßte, und weil alle ſeine Amtsbrüder ihn liebten und ihm vertrauten, als einem Manne, der nicht ſich und ſeine Ehre, ſondern die Sache ſeines Herrn allein ſuchte. Aßmuth ſelbſt gedachte wohl ſeiner Kränklichkeit und hatte

die Eine Sorge, er möchte, dadurch gestört, seinen Herrn nicht genug ehren in dem neuen Amte. Aber er sagte auch: „Der Herr lasse nur das Glaubensfünklein nicht „ausgehen, dann will ich mich mit Ihm schon durch„schlagen, mit Ihm, der Gewalt hat im Himmel und „auf Erden."

Welchen Eindruck des früher genannten Professors Dr. Philippi Wesen und Wort auf Aßmuth gemacht hatte und wie sich, ganz ungesucht und zum Theil Aßmuth auch noch unbewußt, Fäden aus Philippi's Standpunct in Aßmuth's Seele hineinzuweben begonnen hatten, ergibt sich vorläufig daraus, daß, als in diesem Jahre Jemand über einen bei Professor Philippi verbrachten Abend, wo auch Aßmuth und Andere zugegen waren, ein wenig günstiges Urtheil ausgesprochen und auch weiter herumgetragen hatte, was Aßmuth mit der Frage gemeldet wurde, was daran sei, Aßmuth kurz antwortete: „Was N. über den Abend sagt, ist ganz unrichtig. Es „wurden gute und wichtige Gespräche geführt, Philippi „las einige für unsere Zeit passende Briefe Luther's vor „und wir sangen: Ein' feste Burg ist unser Gott. Ei„nige halten Philippi für einen starren Orthodoxen und „Alt-Lutheraner. Warum? Weil er keinen Fuß breit von „der Basis der Rechtfertigung durch Christi Blut ab„weicht und unsere Bekenntnißschriften wahrhaft in „Ehren hält."

Bald darauf sandte ihm Harnack, damals noch Privatdocent, seine Magister-Dissertation über die Idee der Pre-

digt zu. Aßmuth hatte daran eine große Freude und ſprach es aus, daß Gott die theologiſche Fakultät und unſere livländiſche Kirche lieb habe, da er ihr ſo lebendige, in der Lehre geſunde und kräftige Lehrer ſende.

Am 12. Januar 1844 ward von ſeinen Sprengelsbrüdern und Freunden und von ſeiner Gemeinde ſein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert. Es hatten ſich dazu Mehrere, zum Theil in Torma ſelbſt ohne Aßmuth's Wiſſen, zum Theil auf der nahe gelegenen Poſtſtation am Abende vorher eingefunden. Am Morgen, als Aßmuth heraustrat, empfingen ſie ihn in feſtlichem Kreiſe und überreichten ihm eine in Sammet und Silber gebundene Bibel und ein Schreiben der theologiſchen Fakultät in Dorpat. Wir können uns nicht enthalten daſſelbe ganz mitzutheilen, weil es eine ſo ſchöne Auffaſſung von Aßmuth's Leben enthält.

„Hochehrwürdiger Herr Paſtor!
Theurer Bruder und Mitarbeiter im Herrn!"

„Ihnen räumlich ſo nahe, wie im Geiſte innigſt verbunden, hegten wir den herzlich aufrichtigen Wunſch, dem ſchönen Feſte, das Sie in dieſen Tagen begehen, wenigſtens auf die Weiſe beizuwohnen, daß Einer von uns als Dolmetſcher unſerer Gefühle Ihnen perſönlich die Glückwünſche Aller überbracht hätte. Umſtände jedoch, deren Beſeitigung nicht in unſerer Macht iſt, und vornehmlich der, daß der Tag Ihrer Jubelfeier gerade mit dem Anfang des akademiſchen Semeſters zuſammentrifft,

vereiteln uns den lieben Plan, und wir dürfen Ihnen nur ſchriftlich ſagen, was unſere Herzen bei ſo erhebendem Anlaß bewegt."

„Als Ausdruck unſerer Empfindungen bieten ſich uns vornehmlich zwei Worte der heiligen Schrift dar, eines des Knechtes Gottes Moſe, „des ſehr geplagten Menſchen über alle Menſchen auf Erden, —" das andere des großen Heidenapoſtels, der täglich angelaufen und Sorge tragend für alle Gemeinden mehr gearbeitet und gelitten, denn ſie Alle. Jener ſingt im neunzigſten Pſalm aus tiefſter Erfahrung von dem Menſchenleben, das ſiebenzig Jahre währt und wenn's hoch kommt achtzig Jahre, daß, wenn es köſtlich geweſen, es Mühe und Arbeit geweſen. Dieſer zeigt ſeinem Timotheus das theure Biſchofsamt, deſſen fünfundzwanzigjährige Verwaltung mit Lob und Dank zu feiern Sie eben im Begriff ſtehen, als ein köſtliches Werk."

„Das Köſtliche, was beide Männer Gottes nur in verſchiedenen Beziehungen meinen — bei dem Blick auf Sie, ſtellt es ſich uns heute als Eins und Daſſelbe dar, theurer Bruder und Mitarbeiter im Herrn: Die Mühe und Arbeit des armen, geplagten Lebens im Fleiſche, des, nach den Worten Moſis, ſchnell dahin fahrenden, als flögen wir davon, die mit der Hülfe des Herrn in ſeinem Dienſte vollbracht, zur ſüßeſten Luſt wird, und dann als das „Köſtliche" erſcheint, das Einen Tag in Jehova's Vorhöfen beſſer macht, denn ſonſt tauſend, weil der Vogel hier ſein Haus gefunden und die Schwalbe

ihr Neſt, da ſie Junge hecken, nämlich Jehova's Altäre, unſres Königs und Gottes.

Wie wir in Ihrem Zeugenleben, theurer Bruder, beide Worte vereinigt erfüllt ſehn und „das Köſtliche“ in beiden darin zur Erſcheinung gekommen: ſo enthalten nun beide auch unſern Wunſch für Sie zu Ihrem Feſte, der kein anderer ſein kann, als daß Sie in Moſis und Paulus-Weiſe, durch Hülfe der Kraft, die in den Schwachen mächtig iſt, daß wir ſtark ſind, wenn wir ſchwach ſind, nur fortfahren mögen die Mühen zu dulden, wie das Gute zu ſchmecken im Lande der Lebendigen, die zuſammen das Eine „Köſtliche“ ausmachen, das beide, Moſis und Paulus, im Sinne haben, weil denen, die im Hauſe des Herrn bleiben immerdar, Gutes und Barmherzigkeit folgen ihr Leben lang.

Der unſerer Dienſte ſo wenig bedarf, daß er „dem „Abraham aus Steinen Kinder zu erwecken vermag,“ der Herr barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue hat ſich dennoch auch Ihres Dienſtes bedient, daß ihm in den Gemeinden Torma und Lohhuſu Kinder geboren würden, wie der Thau aus der Morgenröthe, und wenn Ihnen unter der heißen Arbeit in dem harten Ackerboden auch oft war wie dem Hirſch, der nach friſchem Waſſer ſchreit, daß Ihre Seele nach Ihm ſchrie und durſtete nach dem lebendigen Gott: immer durften Sie doch auch ſofort mit David frohlocken: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts man-

geln, Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser!“ Denn, wie Davids Seele, ergötzten die Tröstungen des Herrn auch Ihre Seele, und rauschten auch seine Fluthen daher, daß hie eine Tiefe und da eine Tiefe brauste, ja, daß alle seine Wasserwogen und Wellen über Sie gingen, so verhieß Ihnen der Herr des Tages seine Güte, und des Nachts durften Sie Ihn auf Ihrem Lager loben, auch wenn Sie betend zu dem Gott Ihres Lebens seufzen mußten: Hüter, ist die Nacht schier hin?

Nun, der Gott Ihres Lebens, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, gestern und heute derselbe und in Ewigkeit, Er, Ihr Stecken und Stab und Ihr sehr großer Lohn, gebe in Gnaden: Daß Ihnen unter den deckenden und tragenden Adlerflügeln seiner Liebe Mühe und Arbeit des Lebens täglich mehr aufgehen und sich verklären mögen in dem „köstlichen“ Werk Ihres Bischofsamtes — daß Sie, selbst auch mit dem himmlischen Manna, das Er durch Ihre Hand darreicht, genährt und erquickt, noch in späterem und spätestem Alter wieder jung werden und auffahren mit Flügeln wie Adler, der Sonne entgegen, die an dem großen Sabbath uns einst mit Ihnen zu ihrem Preise — zum Preise des Lammes, das uns durchgebracht, vereinigen wird in den Wohnungen des Friedens.“

Dorpat, den 8. Januar 1844.

Im Namen und Auftrag der theologischen Facultät der kaiserlichen Universität Dorpat, deren derzeitiger Decan F. Busch.

Hierauf ward die Morgenandacht gehalten und der Oberpastor Bienemann von Dorpat sprach ein herzliches Gebet und segnete Aßmuth auf's Neue für seine fernere Amtsführung ein. Hernach versammelten sich zu Mittag die Nachbarn und andere Freunde aus anderen Kirchspielen zu geselliger Freude.

Drei Tage später, am nächsten Sonntage, feierte die esthnische Gemeine das Fest in der Kirche. Ohne irgend etwas gemerkt zu haben, trat Aßmuth in die festlich geschmückte und erleuchtete Kirche, wurde von den Kirchenvormündern und Schulmeistern empfangen und mit einem vierstimmigen Gesang vom Chor begrüßt, der nur von seinen Täuflingen ausgeführt ward.

Aßmuth's Grundstimmung an diesen Tagen war: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thust.

Er war still und tief bewegt bei allen Aeußerungen der Anerkennung und Liebe, um so mehr, als sein Blick darin den Herrn erkannte, dem er diente und der ihn segnete.

Und er bedurfte wahrlich der Glaubensstärkung, die in dem Allen für ihn lag. Denn sein Körperleiden mehrte sich. Am Morgen quälte ihn beim Erwachen jedesmal eine halbe Stunde lang ein Hustenanfall, bei dem es unter furchtbarer Anstrengung zu einem starken Schleimauswurf kam, der ihn am ganzen Körper in Transpiration versetzte und die Kopfnerven in höchste Spannung brachte. — Das Jahr 1844 brachte große und zerstö-

rende Ueberſchwemmungen in den am Peipusſee gelegenen Dörfern ſeines Kirchſpiels. Häuſer wurden umgeworfen, Ländereien zerſtört und manches Armen einziges Brod zu Grunde gerichtet.

Im Jahre 1845 kam eine große Hungersnoth im Lande dazu. Täglich kamen fünfzehn bis zwanzig Menſchen, die ſich aus dem Paſtorat ihre kleinen Gaben abholten. Und als ob in dieſem traurigſten aller Jahre das Unglück nicht ſchnell genug ſchreiten könne, ſtellte ſich auch noch Rindvieh- und Pferdeſeuche ein, die auch in Aßmuth's Heerde ſtark aufräumte. Und doch war das Alles nur gleichſam das Geplänkel um die Hauptplage dieſes Jahres herum, die durch das Land zog und auch im Dörpt'ſchen Sprengel ihre Beute ſuchte und fand. Von ihr reden wir im nächſten Abſchnitte. Und auch das war noch nicht genug. Aßmuth mußte abermals ſeinem lieben Weibe die Plage der Krankheit nahen ſehen, die ſie an den Rand des Grabes brachte.

Im März war der erſte Enkel in Peude, ein überaus liebliches Kind, geſtorben. Nicht lange darnach verfiel ſeine Pauline, die ſich erwartete, in eine ſchwere entzündliche Krankheit, in welcher die Geburtsſtunde ſie ereilte. Aber die Geburt eines geſunden Sohnes hob die Entzündung nicht, wie man gehofft hatte. In der Nacht um 3 Uhr von Sonnabend auf Sonntag waren die Stiche kaum noch zum Aushalten. Eine Eſtafette ging nach dem Arzt nach Dorpat, ein Bote zu einem nicht ſo entfernten Aderlaſſer. Aßmuth ſelbſt mußte am Sonntag in die Kirche,

ohne zu wiſſen, ob er ſein Weib wiederſehen werde. Sonntag Nachmittag um fünf Uhr kam der Arzt. Starke und wiederholte Gegenmittel hoben die Entzündung, aber die äußerſte Erſchöpfung folgte. Da hat Aßmuth wieder gerungen und gebetet, Gott wolle doch ſein theures Weib erhalten, damit, wenn er bald abgerufen werde, die Kinder an der Mutter eine Stütze hätten. Es ward beſſer mit der Kranken. Aber ein Rückfall in die Entzündung machte neue Blutentziehungen nöthig. Nach vierzehn Tagen war ein beruhigter Zuſtand eingetreten. Der alte Vater kam, ſeine Tochter zu ſehen, und fuhr ziemlich ruhig weg. Aber bald darauf, eines Morgens früh, ward Aßmuth geweckt. Sein liebes Weib lag in der gefährlichſten Kriſis. Würgen und Schleimauswurf waren ſo arg, daß ſie das Athmen faſt hinderten. Die Augen waren dunkel, Hände und Füße kalt, Todesbläſſe auf dem Antlitz. Die Kranke war bei Beſinnung und erwartete den Tod. Angewandte Reizmittel weckten aber das gewichene Leben und abermals ward es beſſer. Der Arzt erklärte, der linke Lungenflügel ſei angegriffen, Geneſung möglich. — In dieſen Leidenswochen mußte nun Aßmuth drei Sonntage hinter einander jedes Mal ſechszehn bis zwanzig Leichen beerdigen, beſonders Kinder, welche, durch Hunger geſchwächt, die Maſernepidemie nicht überſtehen konnten. Einmal kamen fünfzehn Leichen in Ein Grab. In Dorpat hatten ſich ſiebenzig Familien zur Unterſtützung des Torma'ſchen und Koddafer'ſchen Kirchſpiels verbunden. Sie lieferten wöchentliche Beiträge.

Am Pfingſtſonnabend traf die erſte Brodſendung in Torma ein und Aßmuth vertheilte dieſe Gaben chriſtlicher Liebe unter herzlichem Gebet. — Im Juni hemmte eine große Dürre alles Wachsthum und machte die ohnedies ſchon Hungerleidenden ganz muthlos. Die Roggenfelder verſprachen nichts, alle Hoffnung ſtand auf Sommerkorn und Gartenfrüchten und die litten nun an ſolcher Dürre. Als da während der Predigt am erſten Pfingſttag einiger Regen fiel, da dankte Aßmuth in der Kirche für dieſen Regen und bat, Gott wolle doch ſeine heilige Pfingſtſaat in der großen Hungers- und Krankheitsplage nicht fehlen laſſen.

Die immer noch währende Krankheit ſeiner Frau vervielfältigte Aßmuth's häusliche und Schularbeit ſehr, da ſie ihm ſonſt geholfen hatte. Im Juni ſchien es der Kranken, ſie müſſe ſterben. Aßmuth tröſtete ſie aus Gottes Wort und, ſie ward ruhig. Der Arzt gab immer Hoffnung und Aßmuth ſchrieb: „Der Herr gebe Gnade, daß wir ſtille halten, während er uns im Schmelztiegel ſchmilzt.“

Etliche Zeit danach ſchrieb Aßmuth ſeinem Freunde: „Deine Verheißung: Der Herr muß Dir Alles ſchaffen, denn Er hat's verheißen, geht ganz herrlich in Erfüllung. Eben — Bruder — da ich dies ſchreibe, kommt meine Pauline ganz unerwartet, von meiner Schweſter Luiſe geführt, durch die Thür meines Zimmers gegangen und ſetzt ſich zu mir. Alle Leute und Kinder kamen zuſammen und begrüßten ſie mit Freudenthränen, die auch wir

Beide reichlich vergoſſen. Der Anblick der lieben Kirche und des grünbelaubten Gartens war ihr ſo ſüß, daß ſie des Anſchauens nicht müde wurde. Der Säugling lag auf meinem Schooß und lallte auch ſeinen Dank dem Erhörer unſerer Gebete. Ja, wir ſind ein glücklich Volk und wiſſen einander wahrhaftig nichts weiter zu wünſchen, als daß wir an Ihm bleiben und uns an ſeiner Gnade genügen laſſen."

Sie war indeß noch nicht geneſen. Ihre Krankheit nahm eine andere Wendung. Sie bekam ſehr lebhafte und ängſtliche Träume, die auch im Wachen fortwirkten, ſo daß ſie die Traumgeſtalten von der Wirklichkeit kaum unterſcheiden konnte. Damit verband ſich Gedächtnißſchwäche und allerlei Täuſchung der Gedanken. Doch dauerte dieſer Zuſtand nicht ſehr lange und ſie genas allmählich, ſo daß Aßmuth's Wunſch und Gebet erfüllt ward und ſie nach ſeinem Tode ſeinen Kindern eine treue mütterliche Stütze werden konnte.

Doch noch in der Zeit ihrer Geneſung wurden drei Familienglieder von der Ruhr befallen. Aßmuth's Schweſter, Emilie, die Tochter erſter Ehe Elli, und der Sohn Eduard. Der Knabe ward bald beſſer. Mit den beiden Anderen mußte Aßmuth vom Tode reden und ſchreibt: „Meine kleine Herzens-Elli, die jüngſte Tochter meiner ſeligen Auguſte, freut ſich zu Jeſu und zu ihrer Mutter zu kommen. Doch habe ich noch einige Hoffnung, daß der Herr ſie uns laſſen wird."

Die Schweſter Emilie verlangte das heilige Abendmahl und erhielt es. Aßmuth dankte dieſer Schweſter, die mit ihm nach Torma gezogen war und geholfen hatte nach dem Maaß ihrer Kraft die Kinder zu unterrichten, für ihre Liebe und Treue und bat ſie wegen ſeiner Verſündigungen gegen ſie um Vergebung. Sie war gefaßt auf ihren Heimgang, mußte aber noch manchen Kampf durchmachen, ehe der Herr die müde Pilgerin in ſein Reich im Himmel aufnahm. Sie ſtarb in ſchweren Phantaſieen und bewußtloſem Zuſtande. Wer ſie kannte, erinnert ſich ihrer edlen Geſichtszüge, des etwas ſcheuen Blickes, der eine lebhafte, aber in ſich zurück gezogene, Verletzung fürchtende Seele verrieth! Sie war nun erlöſt!

Elli genas, doch nur allmählig. Die ſelbſt kaum geneſene Frau ward recht ſehr angegriffen durch alle dieſe Erfahrungen und durch die Pflege dieſer Kranken, denen ſie ſich hülfreich erwies, während ſie ſelbſt doch noch hülfsbedürftig war. Aber Gott gab ihr die nöthige Kraft.

Aßmuth ſchreibt: „Ich bin oft wie überwältigt von der Laſt deſſen, was nun ſeit dem Beginn dieſes Jahres unausgeſetzt auf mich und die Meinigen eindringt. Von allen Seiten wächſt mir's über den Kopf. Es iſt als ob die Zeit kürzer werde, je älter ich werde. Ich gönne mir beinahe keine Erholung. Heute warf ich mich dem Herrn zu Füßen und bekam wie gewöhnlich die Weiſung, mir an ſeiner Gnade genügen zu laſſen und es nicht beſſer haben zu wollen als Er, der Herr der Herrlichkeit es auf Erden gehabt hat. Oft höre ich im Nebenzimmer die

Meinigen gemüthlich und fröhlich plaudern oder ein Lied aus dem Gesangbuch singen und wäre so gern dabei. Oft höre ich die jüngeren Kinder zanken und unartig sein, was so leicht zu vermeiden wäre, wenn der Vater sich ihnen mehr hingäbe. Nun — wie Du willst, mein Gott, schenke mir nur mehr Geduld und Stille und nimm das alte, wallende und tobende Herz in Deine Gnadenhand und beschwichtige den Sturm, der sich immer wieder darin erhebt!"

Hiermit schließen wir, was wir in diesem Zeitraum über sein häusliches Leben zu sagen haben und wenden uns zu noch einer Erfahrung dieser Zeit, welche, an sich traurig genug, dennoch dazu dienen mußte, Aßmuth weiter zu fördern in der Erkenntniß dessen, was noth that.

VIII.

Noch ein Läuterungsfeuer.

Es gibt Ereigniſſe, bei denen man lieber das Angeſicht in den Staub beugt vor Gott und — ſchweigt, aber betend ſich an Den wendet, der das Haupt ſeiner Kirche iſt. Wir würden auch jetzt von dem nun zu erwähnenden Ereigniß ſchweigen, wenn es nicht auf Aßmuth's innere Entwickelung von ſo entſcheidendem Einfluß geweſen wäre, daß wir es nicht übergehen können, ohne eine Lücke zu laſſen in der Darſtellung ſeines Lebensganges. Nicht alſo um ein Urtheil zu fällen über die Sache, deren providentielle Seite ſie zu den Zulaſſungen Gottes ſtellt, über die ein vollkommenes Urtheil den Menſchen erſt dann zuſteht, wenn alle Folgen davon klar vor Augen liegen, ſondern um unſres Freundes Entwickelung in dem letzten Theil ſeines Lebens, wie am Ende dieſes zweiten Theiles beſſer zu verſtehen, reden wir davon, ſoweit es ihn betrifft und er ſich darüber ausgeſprochen hat.

Schon 1840 kamen Aßmuth Gerüchte zu, daß im Lettiſchen Theile Livland's viele Letten zur Kirche des

Reiches übertreten wollten. 1841 nahm dieſe Bewegung unter den Letten zugleich den Charakter der Auswanderungsluſt an, für deren Befriedigung der Uebertritt unerläßliche Bedingung ſein ſollte. Im Jahr 1842 veranlaßte dieſes Gerede auch ſchon mehrere Eſthen, alle ihre Habe im Stillen zu verkaufen und ſich auf die Wanderung in's Innere des Reichs zu begeben. Aber unterwegs ging es ihnen ſchlecht, ſie kehrten um und waren nun erſt in recht ſchwerer Lage. Es nahm aber nun das Gerücht die Wendung: die Leute müßten ſich zum Uebertritt anſchreiben laſſen, dann würden ſie freie Landeigenthümer werden. Einige eſthniſche Schulmeiſter, als des Schreibens Kundige, gaben ſich zu Secretären her, duldeten in den geräumigen Schulſtuben nächtliche, berathende Verſammlungen und ſchrieben die Leute, welche es verlangten, auf. Im Jahr 1843 meldete der jetzt verſtorbene Tormaſche Küſter, er habe in Dorpat einen ruſſiſch-orthodoxen Katechismus geſehen, der in's Eſthniſche überſetzt ſei und man habe ihm geſagt, derſelbe ſei für die nur Eſthniſch-Redenden griechiſchen Confeſſionsverwandten in den Grenzkirchſpielen beſtimmt.

Unter ſolchen Vorboten kam das Jahr 1845 heran. Während in dieſem Jahr, wie wir geſehen haben, ſchweres häusliches Kreuz Aßmuth heimſuchte, dazu Hungersnoth, Seuchen, epidemiſche Krankheiten die Menſchen und Thiere plagten, auch die herrnhutiſche Angelegenheit die Gemüther immer mehr in Anſpruch nahm, traf bei Aßmuth die Nachricht ein von dem in Riga vollzogenen

Uebertritte mehrerer Letten zur griechiſch-orthodoxen Kirche. Zugleich wurde ihm als gewiß bekannt, daß unbekannte Menſchen beim Volke herumzögen und denſelben ningema „Seelenland“ verſprächen, wenn ſie übertreten würden. In dieſem Namen lag eine — wohl von Niemandem beabſichtigte — merkwürdige Ironie auf dieſe Verheißung. Später erkannten die enttäuſchten Eſthen das ſelb und ſagten: „ja Seelenland, ſechs Fuß tief und zwei Fu breit, das iſt es, ſonſt nichts.“ Aber damals ſprachen ſie noch nicht ſo, ſondern das Seelenland war das Ziel aller Wünſche. Obgleich auch Polizeiofficianten im Lande herumzogen, um dieſe Hoffnungen zu widerlegen, glaubte das Volk ihnen doch nicht, ſondern das, was es wünſchte.

Am 12. September wurde in Torma um den erweiterten Kirchhof eine Mauer gezogen, wozu ein paar hundert Arbeiter aus dem Kirchſpiel verſammelt waren. In den Freiſtunden im Kirchenkruge ſprachen unter ihnen zuerſt einige Tormaſche Gemeindeglieder es aus, ſie wollten ſich zur ruſſiſchen Kirche anſchreiben laſſen. Andere widerriethen es ihnen, ſie aber antworteten: ja dann bekommen wir unſer Land wieder oder wenigſtens freies Land. Aßmuth erfuhr dies erſt ſpäter, und hatte ſich überhaupt durch die Erfahrungen dieſes Jahres und ſeine ganze Stellung gewöhnt, alle Hülfe in Stilleſein und Hoffen vom Herrn zu erbeten.

Am 26. September traf in Torma ein Befehl der damaligen Gouvernements-Regierung ein, welcher es ver

bot, öffentlich oder privatim vor dem Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche zu warnen, widrigenfalls die Contravenienten dem Kriminalgericht übergeben und ohne Urtheil zum Schweigen gebracht werden sollten. Sofern man sich dabei auf das allgemeine Reichsgesetz berief, ließ sich darüber nichts sagen, aber daß das Gesetz auf den gegenwärtigen Fall angewendet ward, mußte das Gewissen der lutherischen Prediger sehr beschweren. Darum schrieb Aßmuth: „Da bis jetzt die Uebertritte nicht um des Glaubens willen, sondern nur in Hoffnung auf äußere Vortheile erfolgt sind, und da manche Bethörte sogar Verzweiflung über den gethanen Schritt empfinden, so ist es Gewissenspflicht, vor leichtsinnigem Uebertritt öffentlich und privatim zu warnen. Sollen wir nun Amtspflicht und Eid brechen, sollen wir der Obrigkeit ungehorsam sein? Da wird nur das Wort helfen: wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen. Der Herr erbarme sich unser und gebe uns feste Herzen und die nöthige Klugheit, wenn die Versuchung uns auch hier in unsern Gegenden erreicht."

Schon am 30. September bekam Aßmuth die Nachricht, daß Leute aus dem Filial zur griechischen Kirche übergehen wollten, und wieder einen neuen Grund vorgäben. Es wäre dann doch mit der Schulplage der Kinder aus, meinten sie. In der That vervielfältigten sich die Gründe zum Uebertritt auf merkwürdige Weise. Alles, was einem Menschen nicht nach dem Sinn war, wurde Grund zum Uebertritt. Es war eine Auflösung aller gottgewollten

menſchlichen Ordnung in den Gemüthern, ein Zerreißen aller Bande, ein trauriges Treiben!

Aus Dorpat ward Aßmuth gemeldet: „Ein Wahnſinn hat die Leute ergriffen, und ſie ſtürmen die Gelegenheit, ſich anſchreiben zu laſſen. Sie nehmen keinen Rath an, weder vom lutheriſchen Prediger, noch von den Schulmeiſtern, noch von den herrnhutiſchen Diaconen und Vorbetern; ſelbſt den ruſſiſchen Geiſtlichen glauben ſie es nicht, wenn dieſe es ihnen verſichern, daß ſie keine weltlichen Vortheile zu erwarten haben. Sie haben die fixe Idee, daß ſie von ihren Gutsherrn loskämen, wenn ſie ſich bei der Krone anſchreiben ließen."

Aßmuth ſchreibt: „Geſtern hatte ich meine Gehülfen beiſammen und freute mich über den guten Geiſt derſelben. Sie ſahen in der Sache ein Strafgericht Gottes und eine Sichtung, darin die Verräther und Halbherzigen unter den Lutheranern in den Wahn hingegeben würden, weil ſie der Wahrheit nicht geglaubt hätten. Heute haben wir ein doppeltes Kirchenfeſt gefeiert, das Erndtefeſt und die Einweihung des neuen Kirchhofs. Zur Erndtepredigt war der Text aus Jer. Klaglied, 3 ſehr paſſend. Er gab Veranlaſſung zu zeigen, wie der Herr, unter deſſen Strafgerichten wir Alle ſtehen (Hunger, peſtartige Ruhr, Viehſterben und nun die Glaubensprüfung) ſich aus Gnaden zu uns kehren werde, wenn wir uns nur von Herzen bekehren wollten, wie aber noch ſchwerere Strafen uns drohen, und wie er namentlich das Lebensbrod ſeines Wortes und der reinen Lehre uns wegneh-

men würde, ſo wie er das leibliche Brod uns genommen hat, wenn wir nach wie vor nach beiden Seiten hinken wollten. Ich habe lange keine ſo ſcharfe Predigt gehalten, wie dieſe, aber ich war in der Liebe und züchtigte mich mit, daher glaube ich, daß das Wort nicht vergeblich geweſen iſt."

Aus den einzelnen Kirchſpielen ſeiner Präpoſitur kamen Nachrichten von zunehmender Bewegung unter dem Landvolk. Ein ganz ſonderbarer Antrag war dem Tormaſchen Küſter im Stillen gemacht worden, der ihn aber abgelehnt hatte. Am 16. October hörte Aßmuth, es wimmele bei dem ruſſiſchen Geiſtlichen von ſich meldenden Bauern, die vorläufig ſich nur anſchreiben ließen, wozu der Geiſtliche den Befehl erhalten zu haben ausſagte. Auch Tormaſche Leute ſeien hingegangen. „Als dieſe Nachricht mich traf, ſchreibt Aßmuth, da ſchnitt es mir tief in's Herz und meine Augen füllten ſich mit Thränen. Mag es auch der Auswurf der Gemeinde ſein, der ſo ſeinen väterlichen Glauben abſchwört, es fand doch ein von ihrer Seite freilich loſes Band zwiſchen ihnen und mir ſtatt; bei all meiner tauſendfachen Verſäumniß habe ich ſie doch Alle auf meinem Herzen getragen und dieſes Band wird nun für immer zerriſſen." Kurz darauf meldeten ſich von einem Gute nahe bei der Tormaſchen Kirche ſechszig Familien, die Hälfte des Gebiets, zum Anſchreiben und Uebertritt. Ganze Schaaren zogen nach dem ruſſiſchen Dorfe Tſchorna.

„Wann wird ſich das Gewirre abklären, wann wird man erfahren, wie Viele wirklich übergegangen ſind? Wie iſt da eine genaue Kenntniß möglich? — Welchen Zeiten gehen wir entgegen? Es iſt eine Auflöſung aller äußern und innern Verhältniſſe zu erkennen. Kein Vertrauen, keine Liebe, keine Scheu, leichtſinniges und brutales Weſen wird offenbar. Ach wie wehe thut das! Meine armen, verirrten und bethörten Leute!“ — Einer der Bauern hatte eine Art Anhänglichkeit für Aßmuth ausgeſprochen und geſagt: nun, wenn die Heerde vorangeht, ſo wird der Hirte nachkommen und wir bleiben zuſammen. Aßmuth ſagt: „Was iſt das für eine merkwürdige Verblendung! Wie arglos, wie kurzſichtig ſind die Leute, denn Bosheit iſt das nicht. Was für ein Erwachen aus dem Rauſche und der Täuſchung wird das geben! Ach, mein Herz iſt zerriſſen und ich möchte blutige Thränen weinen. Aber — mag Alles ſchwinden, Einer bleibt und mit Ihm doch Alles. Wir können darum doch mit Luther ſingen: nehmen ſie uns den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, laß fahren dahin, ſie haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben! So will ich denn auch Sonntag getroſt Reformationsfeſt feiern und, was nachbleibt, zu ſtärken ſuchen, und ſo weiter, bis der Herr mich alten müden Knecht ausſpannt und zu ſich in die ewige Ruhe hinauf nimmt. — Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. So muß es denn auch mit dieſer dunkeln Führung der Fall ſein und es gilt glauben und nicht ſehen. Mein Stolz auf meine

wackere Gemeinde ſoll gedemüthigt werden und mir ſoll nichts bleiben als Jeſus allein.'

„Geſtern feierten wir das Reformationsfeſt. Es war ein ſchwerer Tag! Ich predigte zwei Stunden unter der geſpanntesten Aufmerkſamkeit der Gemeinde über Matth. 24, 11—13. Noch nie habe ich eine ſolche Predigt gehalten, wie ſie mir da gegeben ward. Oft konnte ich vor eigner Bewegung und dem lauten Schluchzen der Gemeinde nicht weiter reden. Das Herz blutete mir, wenn ich bedachte, daß vielleicht gerade als ich meine bittenden Arme nach meinen verirrten Schafen ausſtreckte, die erſten Tormaſchen Gemeindeglieder in Tſchorna ihren Glauben abſchworen. Heute höre ich, daß es in der That geſchehen iſt, zuerſt von einem Wirth und ſeiner Familie, der mir viel Herzeleid gemacht hat und den ich oft vergeblich ermahnt hatte, bis ich mich entſchloß, einen Hausbeſuch bei ihm zu machen, bei welcher Gelegenheit er mir gelobte, mit des Herrn Hülfe ſein ſündliches Leben zu beſſern. Nun war er doch der Erſte der unglücklichen „Letzten.' In der Kirche war der Revers der Gemeinde mitzutheilen, den jeder Uebertretende zu unterſchreiben oder mit drei Kreuzen zu bezeichnen hatte und worin er erklärt, daß er keine irdiſchen Vortheile erwarte. Bei Vielen hatte das gut gewirkt. Andere ſagten: der Paſtor hält es mit den Gutsherrn. Wir müſſen uns zur Krone anſchreiben laſſen, ſonſt bleiben unſere Kinder ohne das Seelenland. Aßmuth ſagt: „Wird das Volk ſeinen Glauben nun wirklich um eines Wahnes willen hingeben? Satan hat Men-

ſchen genug betrogen ſeit Anbeginn der Welt, aber irgend einen ſcheinbaren Preis haben die betrogenen Seelen doch immer erhalten. Unſere Eſthen geben ihren Glauben hin für — nichts.“ Am 23. October erfuhr er, viele Leute hätten in Folge ſeiner Predigt ihren Sinn geändert, aber er ſei auch verklagt worden wegen dieſer Predigt.

„Der ganze Dörpt'ſche Sprengel iſt nun in die Bewegung hineingeriſſen. Ich habe dem Conſiſtorio einen Bericht über das im Sprengel Vorgehende und namentlich über den Leichtſinn und die Unwürdigkeiten eingeſandt, die beim Uebertritt von Seiten der Leute vorkamen. Die Annahme des griechiſch-orthodoxen Glaubens iſt den Leuten ein Privilegium zu allen möglichen Schlechtigkeiten und beſonders zur zügelloſeſten Völlerei, welcher ſich auch diejenigen jetzt hingeben, die bisher das Mäßigkeitsgelübde abgelegt hatten. (Solcher gab es im Kirchſpiel nahe an' 1000 Perſonen.) Sie prahlen: wer darf uns jetzt verbieten zu ſaufen? ſtoßen aber auch viel bedenklichere Drohungen aus.“

Die Anklage Aßmuth's war durch böswillige Gemeindeglieder veranlaßt, die nicht einmal ſelbſt in der Kirche geweſen waren, aber ausgeſagt hatten, er habe den griechiſch-orthodoxen Glauben geſchmäht. Er hatte ſich darüber zu rechtfertigen und konnte es vollſtändig.

„Die Confirmanden dieſes Herbſtes habe ich darauf aufmerkſam gemacht, daß ſie im Confirmationsformular gefragt würden, ob ſie der evangeliſch-lutheriſchen Kirche treu bleiben wollten. Nie zuvor war uns dieſes Formu-

lar ſo wichtig geweſen, wie in dieſer Zeit, und die Kinder verſtanden es wohl, legten auch ihr Gelübde darauf ab."

In dieſer Zeit fragte ein Vertreter der Brüdergemeinde, derſelbe welcher (ſ. oben) jene Aeußerungen über die Unmöglichkeit der „idealen Vereinigung" der Paſtoren und Diaconen gethan hatte, beim Propſte Aßmuth an, ob er nicht in dieſer bewegten Zeit die Erlaubniß bekommen könne, die Bethäuſer — nur als Gaſt — zu beſuchen, um die Leute im lutheriſchen Glauben (!) zu ſtärken. Aßmuth, der immer milde war, ſchreibt in Bezug auf dieſes Anerbieten, daß ihm die Aufrichtigkeit dieſes Antrags zweifelhaft ſei und daß er doch fürchten müſſe, daß ſich an denſelben ein Verſuch zur Herſtellung des ganzen alten Verhältniſſes knüpfen möge.

Am 5. November meldet er, wie er im Filial eine große Beichtgemeinde vorgefunden, von der Mehrere ſchon angeſchrieben waren, Andere übertreten wollten, Alle noch einmal, „zum letzten Mal" zum Abſchied in der lutheriſchen Kirche das Abendmahl zu empfangen gedachten. Es war eine ernſte Stunde. Sollte Aßmuth dieſe Abfallenden zum heiligen Abendmahl annehmen? Er entſchloß ſich, jene Nachrichten zu ignoriren und mit Liebe, wo möglich, die Leute von ihrem Wahne los- und an ihren alten Glauben feſt zu binden. Mit belaſtetem und betendem Herzen ging Aßmuth am Sonnabend zur Beichte in die Kirche. Die Beichtgemeinde war ſichtlich ergriffen. Mit großer Feſtigkeit und Liebe hat

Aßmuth ſie ermahnt. Ein Durchprüfen der Einzelnen war unmöglich. Am Sonntag beim Abendmahl glaubte Aßmuth es Vielen anzuſehen, daß ſie mit Freuden in der Prüfungszeit Stärkung im heiligen Abendmahl ſuchten, aber an den trüben, ja finſtern und wirren Blicken Anderer zu erkennen, daß ſie im Gewiſſen nicht unberührt geblieben waren von dem ſcharfen Worte: Einer unter euch wird mich verrathen! Es hatte dieſes Abendmahl etwas an ſich von dem erſten, wo die Jünger fragten: Herr, bin ich's, wo aber Einer nach dem Biſſen hinausging, um bald zu thun, was er that.

Um dieſe Zeit ſtellte ſich aber heraus, daß der thatſächlich Abgefallenen verhältnißmäßig nur Wenige waren, gegen die Zahl der Neugierigen und ſich Meldenden gehalten. In einer Gehülfenverſammlung begann Aßmuth die Abgefallenen zu zählen. Damals waren es ein hundert und fünfzig Seelen, einige Familien darunter, die zur Brüdergemeine gehörten, mehrere Männer ohne Frauen, Frauen ohne Männer, Eltern ohne Kinder, Kinder ohne, ja wider den Willen der Eltern. Mehrere waren ſchon untröſtlich über ihren Uebertritt. Sie hatten ſich — ſo arglos oder nur auf Landbeſitz gerichtet war das Volk — gar nicht gedacht, daß ſie ganz von ihrer Kirche würden getrennt ſein. Nun ſahen ſie mit Schrecken, was geſchehen war. Doch traten immer noch Viele über, ſo daß am Ende vier hundert Perſonen von eilf tauſend gefirmelt waren. — Als 1846 im Januar durch Vermittelung des damaligen Thronfolgers, jetzt regierenden

Kaiſers, für den Uebertritt die Einhaltung des Termines von ſechs Monaten von dem Tage der Meldung an feſtgeſetzt war, da hörte durch dieſe wahrhaft landesväterliche Verfügung das unüberlegte Löſen der alten Bande auf.

Zu wichtigen Betrachtungen, ernſten Sündenbekenntniſſen, zu Rück- und Vorausblicken, zu Combinationen mancherlei Art hat dieſes Ereigniß Aßmuth veranlaßt. Eines Wortes von ihm müſſen wir hier zum Schluß gedenken, weil es uns einen Blick öffnet in die Wirkung dieſes Erlebniſſes auf Aßmuth's Entwickelung. Er ſchreibt: „Ich kann dennoch in dieſem großen und betrübenden Abfall eine allmählige Auflöſung unſerer Kirche nicht angezeigt ſehen. Noch iſt der Geiſt Gottes nicht von uns gewichen. Im Gegentheil, unſer allmächtiges Haupt hat ihn über ſein verfallenes Zion wieder auszugießen begonnen. Die betrübenden Erſcheinungen, welche wir erleben, faſſe ich zum Theil auch als nothwendige Reaction gegen das wieder zu voller Macht gelangende Evangelium. Ich glaube, ſo wenig an ein Aufgehen unſerer Kirche in die römiſche oder eine andere, daß ich vielmehr in jenen Erſcheinungen ein Zeichen ſehe, daß der alte Widerſacher Gefahr wittert und das aufdämmernde herrliche Licht der Gnade Gottes bei Zeiten dämpfen möchte, ehe es ihm zu ſtark wird. Aber er wird ſich hier, wie immer, verrechnen und gerade die Angriffe werden dazu beitragen, daß unſere arme von Innen und Außen verwüſtete Kirche ſich wieder zu dem Bewußtſein des Kleinods erhebt, das ſie bis jetzt noch allein in der

reinen Lehre beſitzt. So lange ſie aus ihrer Feſtung, dem lautern Wort und Sacrament, ſich nicht vertreiben läßt — und das hat ſie bei allem theilweiſen Verfall, dem Bekenntniß nach noch nicht gethan, ſo lange iſt ſie unüberwindlich und wird gewiß das Feld behaupten. Unſere durch Rationalismus und andere Irrthümer entweihte, aber wieder zur Beſinnung kommende, prunkloſe, verachtete Kirche gleicht noch der Nachthütte in den Kürbisgärten und dem Häuslein im Weinberg; allein ſie iſt und bleibt die Bewahrerin der ſeligmachenden Wahrheit vom alleinigen Mittlerthum Jeſu Chriſti, ſo daß ſie in ihrer elenden Knechtsgeſtalt mir erſt recht als die Braut Chriſti erſcheint zu der Alle eher fallen müſſen, als ſie zu ihnen."

Wir hören aus dieſem Worte herausklingen den Standpunct, wohin alles Bisherige zuſammenwirkend Aßmuth geführt hatte und worin er noch weiter befeſtigt ward. Wir ſchließen hiermit den zweiten Abſchnitt ſeines Lebens, denn vom Jahre 1846 an trat recht bemerklich dieſe Aenderung ſeiner inneren Stellung ein, durch die er, geläutert, der endlichen Erlöſungsſtunde entgegenreifte. Bevor wir ihn aber weiter begleiten, blicken wir noch einmal zurück auf die zweite Periode ſeines Lebens. Es ſcheint die Frage nicht unberechtigt, was fehlte dieſem Leben noch, in welchem demüthige Buße, lebendiger Glaubenstroſt, in dem Leid und Freude, Kampf und Sieg und treue Chriſtenarbeit ſo reichlich zu finden iſt?

Wir haben geſehen, wie er aus dem Rationalismus hineingezogen ward in den lebendigen Glauben an Chriſtum und mit ganzem Herzen einging auf das Wort: wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht, wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wir haben aber ſchon in den einzelnen Abſchnitten hingewieſen auf den pietiſtiſchen Charakter ſeines chriſtlichen Weſens und Thuns. Das Wahre und Ewige darin haben wir nicht verkannt. Aber es iſt auffallend, wie Aßmuth's Briefe in dieſer Zeit ſo wenig ſich mit der chriſtlichen Lehre beſchäftigen, wie wenig ſie darin den apoſtoliſchen Briefen ähnlich ſind. Immer iſt ihr Inhalt das ſubjective Leben in Chriſto, ein paar Mal nur werden beſtimmte Lehren genannt und dann auch nur ganz beiläufig. Daß Aßmuth's Leben ein ſo durchaus in Arbeit verlaufendes war, bewahrte ihn vor dem Verſinken in das Gefühlsweſen. Es iſt anzuerkennen, daß ſeine Mittheilungen nicht ſchwärmeriſch, daß ſie im Verhältniß zu dem Weſen dieſer Zeit nüchtern ſind. Auch haben wir geſehen, wie Aßmuth doch immer mit Chriſto ſich zuſammenfand, wie ſeine Seele nicht fragend und zweifelnd in Ungewißheit hangen blieb, ſondern ſich bei jeder Lebensaufgabe ſo zu ſagen abſchloß in dem Ja und Amen des Glaubens.

Aber es zog ſich doch durch dieſe Zeit ſeines Lebens ein unverſöhnter Gegenſatz zwiſchen irdiſchem und himmliſchem Beruf, ein gewiſſes geſetzliches Fordern des Chriſtenthums der Welt gegenüber, und ein Mangel an

durchgreifender Selbſtzucht, nicht ſo ſehr in Bezug auf die Sünde, wie der Pietismus ſie erkannte, als in Bezug auf das Glaubensleben ſelbſt. Auch dieſes bedarf in uns der ſteten Zucht des Wortes Gottes, ſonſt iſt es in Gefahr in Willkührlichkeiten zu gerathen und, wo nicht auszuarten, ſo doch zu kränkeln.

Bei den angedeuteten Mängeln konnte es nicht bleiben. Der heilige Geiſt führt ſein Werk zum Ziele. Je lebendiger ein Pietiſt, wie Aßmuth, in Glaubensbeziehung zum Heil ſteht, um ſo mehr wird Gott ihn unter den inneren Wirkungen ſeines Geiſtes zugleich die objective Macht und Bedeutung ſeiner Gnadenmittel erkennen laſſen, durch die jene Wirkungen bedingt ſind und geordnet werden müſſen. Je aufrichtiger die Einzelnen es mit Chriſto meinen, um ſo mehr wird Chriſtus, nachdem er ſich anfangs zu ihnen herabgelaſſen, ſie zu ſich emporheben, ſich als den Herrn und Gebieter über ihre Gefühle und Gedanken darſtellen, ſie in die Herrlichkeit auch des dritten Artikels, in die Erkenntniß der objectiven Bedeutung ſeiner Kirche hineinführen, und darin ſie zu dem rechten lebendigen und organiſch das Leben durchdringenden Beſitz der Offenbarung, zum Leben im vollen Offenbarungsreichthum und in der damit verbundenen heilſamen Zucht des heiligen Geiſtes bringen, darin das Weſen des Chriſtenthums beſteht.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit des Kirchenglaubens.

In Deutschland hatte sich indeß, theils mit innerer Nothwendigkeit (s. Kahnis Protestantismus), theils auch zuerst in Schlesien im Gegensatz zu den Unionsbefehlen in Preußen, aus dem bisherigen chaotischen Christenthume durch Scheibel ein kleiner Theil lebendiger Christen dem geschichtlichen lutherischen Kirchenthume, insbesondere dem Bekenntnisse zugewendet. In Baiern war fast gleichzeitig ein gleiches Streben erwacht und durch die Nähe der römischen Kirche genährt und fand in der Harleßschen Zeitschrift für Protestantismus und Kirche ein überaus kräftiges, tief- und weitwirkendes Organ. Wenn auch mit unionistischer Tendenz, diente auch ferner Hengstenbergs Kirchenzeitung in weiten Kreisen dem Erstehen des confessionellen Bewußtseins. In andern Ländern Deutschlands bildete sich durch besondere kirchliche Streitigkeiten (Gesangbuch, Katechismus) jemehr und mehr der Zug aus zum Vollgehalt des Glaubens der Väter. Und es trug diese Bewegung in den meisten ihrer Organe noch so deutlich die Zeichen ihres Zusammenhangs mit der

früheren Zeit, daß man es ihr wohl anmerken konnte, daß ſie kein gewaltſames Zurückgehen auf Veraltetes war, ſondern das heilsordnungsmäßige Sich bewußt werden deſſen, wovon man gefallen war und wohin man ſich zurückwenden mußte, wenn man in den Bewegungen der Neuzeit feſten Boden behalten wollte. Dieſe kirchliche Richtung mit ihrer wahrhaften Bußdemuth und mit ihrer kampfesmuthigen Glaubenszuverſicht, mit ihrer Geiſterprüfung, mit ihrem geſchichtlichen und traditionellen Beſtreben, und ihrer objectiven Gnadenmittellehre zeigte deutlich einerſeits ihren Zuſammenhang mit der früheren Zeit der Erweckung und andererſeits ihren Fortſchritt zu gedeihlicherem Kirchenbau. Sie iſt auch jemehr und mehr anerkannt worden und hat eine große Aufgabe überkommen in dem Auflöſungsproceſſe, der das Uebrige ergriffen hat. Es iſt eine ſchwere Arbeit, an der ſchon manche edle Kräfte ſich verzehrt haben. Auf jedem Schritte merkt der Heimkehrende, wie ſehr vergeudet das väterliche Erbtheil war. Die geſchehene Sünde des Abfalls vom väterlichen Glauben ſchmerzt tief und der durch ſie herbeigeführte Zuſtand hindert ſelbſt den Bußfertigen vielfältig. Dazu kommt, daß alle Beſtrebungen auf dieſem Gebiete an zwei Bollwerken immer wie gelähmt zurückprallen. Das eine iſt die Unfreiheit der Kirche und ihr Gebundenſein an das Staatskirchenthum. Das andere iſt „der Mangel an Leuten“, über den ſchon Luther manchmal klagte. Was Letzteres betrifft, ſo iſt durch den Rationalismus eine inwendige Zerſtreuung der Heerde

geſchehen, wie ſie grauenvoller nicht ſein kann, und der Pietismus hat ſie nicht ſammeln können. Jetzt laſſen ſich die Leute es wohl gefallen, daß durch die Bedeutung der Taufe jene ſcharfe Scheidung gefallen iſt, welche der Pietismus ſetzt zwiſchen Kindern Gottes und Kindern der Welt. Sie kommen wieder mehr in die Kirchen und erkennen mehr die Wichtigkeit der Sakramente, aber der eigentlichen Zucht des heiligen Geiſtes durch das Wort ſind und bleiben ſie noch entfremdet. Und auch die Diener am Worte ſind oft noch nicht recht geſchickt, das Amt des neuen Teſtamentes zu führen, indem ſie den Reinigungsproceß der Weiterentwickelung zum kirchlichen Glauben noch nicht vollſtändig durchgemacht haben und daher ohne ihr Wiſſen und Wollen noch mit manchen Irrthümern und Schwachheiten der früheren Zeit verflochten ſind. Was aber das Staatskirchenthum betrifft, ſo verkennen wir zwar nicht, was die Kirche ihm durch Gottes Gnade zu verdanken hat, dennoch aber wäre wohl zu wünſchen, daß die Leitenden bei Zeiten erkennen möchten, was zum Frieden dient. Denn wenn Gott der Herr ſeiner Kirche nach einer Weile nothwendigen inneren Baues wieder die Stellung geben will in der Welt, die ihr nach ihrem Weſen zukommt, eine Stellung, deren Verluſt die traurige Folge ihrer allmähligen Vergeſetzlichung war, und deren Wiedererlangung in rechter tiefer und freier Weiſe die nur langſam zu löſende, vielgeſtörte Aufgabe der Reformation geworden iſt, und wenn die Leiter der Staaten ſolche Abſicht Gottes verkennen ſollten, ſo wird Gott ſeinen

Willen wohl ohne ſie ausrichten, aber nicht auf dem Wege des Friedens. Schon ſteht die Macht da, gegen welche die Kirche betet, wenn ſie um Segen bittet für alle Könige und Obrigkeiten und für ihre Herrn, und um ein geruhiges Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit. Wenn ſich die gottgeordneten Häupter nicht ein wachſam Auge und alle Willigkeit erhalten für Gottes Willen, ſo wird Gott den Satan brauchen zu einem Werke der Zerſtörung, wie es in ſolchem Umfange noch nicht geweſen iſt auf Erden. Aus dieſem wird dann der neue Bau erſtehen, wie aus dem Tode das Leben.

Jedenfalls aber muß, wer da arbeitet am Hauſe Gottes, ſich viel Geduld der Heiligen erbitten, und Alles dahin richten, daß der inwendige Bau durch die rechten Mittel geſchehe auch in ſchwerer Zeit. Denn wenn die Rückkehr zum Kirchenglauben nicht fortwährend geſchieht durch die lebendige Buß- und Glaubensarbeit des heiligen Geiſtes, wenn wir die erſte Liebe verlaſſen, die immerhin ein Schmuck war des Pietismus, ſo iſt es keine leere Befürchtung, daß todte Orthodoxie das lebendige Leben zur Erſtarrung bringen und ſodann die Kirche der blutigen Macht überliefern werde, welche nicht eher ruht, als bis ſie über alles Göttliche das „kreuzige“ gerufen und vollzogen hat.

Doch, ſelbſt wenn es ſo käme, bliebe die Bewegung zum Kirchenglauben, wie unſere Zeit ſie erlebt, eine purlautere Gnade Gottes, zu deren Betrachtung im Leben Aßmuth's wir uns nach dieſen allgemeineren Betrachtungen

wieder wenden. Doch müſſen wir noch einiges Allgemeine aus Livland vorausſchicken.

Wir haben aus dem Bisherigen in Aßmuth's Leben die Führungen erkennen können, durch welche der barmherzige Gott ſeiner Kirche in dieſem Lande zu immer geſunderem Leben und Beſtehen verhelfen wollte. Es war zuerſt der heilſame Einfluß der Synoden ſeit 1834. Auf dieſen Synoden ſahen es die Prediger des Landes mit Augen, daß ſie eine Geſammtheit bildeten. Dadurch ſchwand das Gefühl der Vereinzelung, und die Geſammtheit hob den Einzelnen und ſtellte ihn doch zugleich unter die Controle des Ganzen. Die Synoden traten zu rechter Zeit ins Leben, um der Verwüſtung durch den Rationalismus und um dem Subjectivismus der Pietiſten ein Ende zu machen. Es kamen da die Einzelintereſſen und Richtungen zum Austauſch, zur Sonderung, zum Kampfe und endlich zu immer weiter gehender Einigung. Da verſuchte zuerſt noch der alte Rationalismus die leitende Macht zu werden und riß ſie mit ziemlich plumpem Griff an ſich. Aber von anderer Seite wurde dieſem Griffe ein blanker Schild entgegen gehalten, an dem die Fauſt gelähmt herabſank. Das Verdienſt der gewandten und energiſchen Leitung dieſer Oppoſition gebührt namentlich dem Profeſſor der Theologie und früheren Paſtor Dr. Julius Walter. Hernach traten ſich chriſtlich-wiſſenſchaftliche und pietiſtiſche Intereſſen gegenüber und führten längere Zeit tiefer gehenden Kampf gegen einander. Aus demſelben bildete

ſich ein Suchen und Ahnen objectiver kirchlicher Wahrheit heraus. Dieſem kam als ein Wegweiſer zu Hülfe der gleich zu Anfang beginnende Kampf gegen das herrnhutiſche Weſen im Lande.

Als es endlich galt, in dieſem Kampfe die rechten Principien erkennen und die rechten Waffen führen, da erſcholl zur rechten Zeit klar und beſtimmt und im Bewußtſein lebendigen Gegenſatzes gegen alle Schäden der Zeit von der theologiſchen Fakultät in Dorpat her die uralte kirchliche Wahrheit und ward bald von der Synode willkommen geheißen als das Heilmittel der Kirchenſchäden. Jener Wahrheit in großer Treue, mit allem Ernſte und aller Energie in ihrem nächſten akademiſchen Berufe, aber auch nicht minder auf den Synoden gedient zu haben, bleibt das große Verdienſt des Profeſſors Dr. Philippi und des bald ihm zur Seite getretenen Profeſſors Dr. Harnack, Männer deren Andenken geſegnet bleiben wird in Livland, wenn ſie ſelber auch nicht mehr auf Erden wallen.

Als nun die nie fehlende Trägheit und Sicherheit auch noch deſſen bedurfte, daß man in die aufs Neue verkündigte Wahrheit hineingegeißelt würde, da hat Gottes Weisheit jenes „Läuterungsfeuer“ zugelaſſen, den Uebertritt ſo vieler von dem lettiſchen und eſthniſchen Landvolke (den ſogenannten „Nationalen“) aus der lutheriſchen Kirche in die Kirche des Reichs. Dieſes hat in der That, ſo traurig es an ſich war, und ſo vielen Einzelnen es einen unermeßlichen Schmerz ins Leben ge-

bracht hat, dazu gedient, alle Nationalen und alle Deutſchen im Lande, welche Sinn hatten für die Zeichen der Zeit, erkennen zu laſſen die Unzulänglichkeit des nur ſubjectiven Chriſtenthums und ſie empfänglich zu machen für den rechten Kirchenglauben.

Es war um dieſe Zeit, daß zu den obengenannten Factoren einer neuen Zeit noch überaus ſegensreich ein Büchlein aus dem Auslande hinzukam, das, mag es ſelbſt vergeſſen werden, doch bleibende Wirkungen hervorgebracht hat, weil es eine Blüthe dieſer Kirchenzeit war, deren Frühlingsduft ein Geruch des Lebens zum Leben für Viele wurde. Es waren Löhe's drei Bücher von der Kirche. Wir wiſſen unter vielen Anderen von Einem, der es uns ſelbſt bekannt hat, daß er im Jahre 1845 an den längſt verbrauchten ſubjectiven pietiſtiſchen Gedanken und Gefühlen ſich immer noch müde arbeitete, in die Lehre von der unſichtbaren Kirche, wie ſie dem Pietismus zum Grunde lag, wie in eine Wüſte hineinſah und faſt ſterben wollte im ſchlimmſten Sinne. Da beſuchten ihn zwei liebe Freunde in den Sommerferien 1845, brachten Löhe's Buch mit und laſen es mit ihm. Das war wie Thau der Morgenröthe auf das ſieche Herz. Da ſah er, zuerſt noch wie im Traum, dann immer mehr erwachend, Zions Mauern und Thore ſich erheben, und die Kirche unter den Kirchen, mit ihren unverfälſchten Gnadenmitteln, mit ihrem ſchriftgemäßen Bekenntniß, ihrer Predigt, ihrem Katechismus, ihrer Seelſorge, ihrer Liturgie, endlich mit ihrer Hoffnung ſtand

da vor ſeinem erfreuten Blick. Er wußte nun wieder, wozu er lebte.

Es war eine wichtige Zeit! Vielleicht hat Livland keine wichtigere erlebt in kirchlicher Beziehung. Nehmen wir aber die Zeit aus, wo das Land zuerſt der Reformation Luther's ſich zuwandte, ſo müſſen wir doch ſagen, daß die Zeit von 1834 bis jetzt eine innerlich viel tiefer bewegte, eine viel mehr organiſch in das Geſammtleben eingreifende geweſen iſt und viel mehr das inwendige Walten des Geiſtes Gottes, das heilsökonomiſche Bauen deſſelben erkennen läßt, als jene Zeit, wo namentlich den Nationalen gegenüber ein ziemlich mechaniſches Verfahren ſcheint beobachtet zu ſein. Es lebte ſich der alte Rationalismus nun aus. Die pietiſtiſche Form des chriſtlichen Glaubens und Lebens, welche jenem gefolgt war, alles nur ſubjective Weſen reichte nirgends mehr aus, war nicht lebensfähig und kräftig den Erlebniſſen und Mächten gegenüber, welche die Zeit bewegten. Wo jenes ſubjective Weſen der neuen Bewegung gegenüber dennoch feſtgehalten wurde und wird, da nimmt es entweder die Geſtalt des Antichriſtenthums entſchieden an, oder es muß ſich auf die Seite ſchieben laſſen von der mit unaufhaltſamer Kraft ein Neues pflügenden Lebensentwickelung, welche weiter dringt zu höheren von Gott geſetzten Zielen, und dient höchſtens dazu, dem erwachten Kirchenglauben mit ſterbender Stimme ein memento mori zuzurufen.

Wer Tieferes und Eingehenderes, als wir hier zu geben vermögen, über dieſes Erſtehen der lutheriſchen Kirche in Livland wie überhaupt leſen, wer die Geſtalt der lutheriſchen Kirche in jener Zeit genauer erkennen will, den verweiſen wir auf das Vorwort zu Profeſſor Harnack's Schrift: „die Grundbekenntniſſe der evangeliſch-lutheriſchen Kirche Dorpat 1845"; ferner auf Heſſelberg's Buch: Tertullian's Lehre 1. Theil Dorpat 1848; auf von Engelhardt Val. Löſcher Dorpat 1853. Und wer recht unmittelbar das Bild des damaligen Lebens der Kirche anſchauen will, der leſe Harnack's zwölf Predigten, Chriſtiani's Predigten und dörpt-eſthniſches Geſangbuch und Heſſelberg's „Stimmen evangeliſchen Troſtes," dieſe Hohenlieder der erwachten Braut Chriſti in Livland.

Das ſind die Führungen Gottes geweſen, die auch auf Aßmuth's Entwickelung in ihrer letzten Zeit eingewirkt haben. Sie alle führten zu Einem Ziele, und daß Aßmuth's Leben auf Erden dieſes Ziel erreichen konnte, wenn auch mit einem letzten Kampf, das iſt ein Beweis für die Treue der erziehenden Gnadenhand, die ihn erfaßt hatte und nicht eher losließ, als bis ſie den treuen Knecht noch auf Erden mit ihrem beſten Segen geſegnet hatte.

Wie aber ſein Uebergang aus der rationaliſtiſchen in die pietiſtiſche Richtung ein langſamer war, ſo war der Uebergang aus dem Pietismus zum geſunden Kirchenglauben noch langſamer. Wir begegnen überall noch der Macht der alten Gewohnheit, der alten Vorſtellungen

und Gefühle, in ſeinen Predigten, in der Lehre, im Umgange, in ſeinen Briefen. Auch war es eine andere Sache mit dem Heraustreten aus dem Rationalismus als mit dem Heraustreten aus dem Pietismus. Dieſer enthielt viel mehr Elemente der Wahrheit, die feſtzuhalten waren. Dieſe ſollten nur ſich zuſammenfaſſen laſſen in das Bekenntniß und den Geſammtglauben der lutheriſchen Kirche und ſich hiernach im Einzelnen beſtimmen laſſen. Die Uebermacht aber des ſubjectiven Fühlens, das zur Norm, zum Maß, gelegentlich auch zur abſchneidenden Scheere für das Object des Heils gemacht war, ſollte ſich zurückziehen und fügen in das rechte von Gott allen Seelenkräften des Menſchen im Gehorſam des Wortes angewieſene Maß hinein. Die einſeitig und ſchwärmeriſch behauptete Lehre von der unſichtbaren Kirche ſollte weichen der Anerkennung der Sichtbarkeit der evangeliſch-lutheriſchen Kirche und ihrer beſondern Aufgabe in der ganzen Chriſtenheit und in der Welt. Alle längſt ſchon feſtgeſtellten Glaubenslehren des lutheriſchen Bekenntniſſes rückten mit Macht in das Leben der Chriſtenheit hinein und durften nicht mehr, wie bisher, mit Indifferenz behandelt, ſie mußten in ihrem Zuſammenhang, in ihrer Bedeutung und ihrem Anſehen wieder anerkannt, und als norma normata des Glaubens und Lebens angenommen werden, damit auf dieſer alten Grundlage ſich der von Gott beabſichtigte Neubau erhebe, während alles auf den Sand Gebaute einem unvermeidlichen Umſturz anheim fallen mußte.

Wer nun hierin nicht Romanismus und Papſtthum, ſondern einen nothwendigen Fortſchritt kirchlicher Entwickelung ſah, wer ſich nicht in autonomiſcher Subjectivität anbäumte gegen den Zügel der objectiven Macht, die in Gott und ſeiner Offenbarung liegt, alſo auch in der Kirche zur Geltung kommen muß[1], der ging, wie Aßmuth, demüthig und treu auf die erkannte Wahrheit ein, hatte aber noch viel mit der langen Gewohnheit des Pietismus zu kämpfen, ehe er dahin kam, dem neuen

[1] Wir wiſſen wohl, daß dieſem Worte widerſprochen wird und daß man dagegen ſich namentlich auf die Entwickelung beruft, die der Proteſtantismus genommen hat, welcher Entwickelung gemäß zwiſchen chriſtlicher Kirche und chriſtlicher Geſammtbildung ein Unterſchied gemacht wird. Man ſagt: „die philoſophiſche, die dichteriſche, die ſtaatliche Entwickelung, welche ſich des Völkerlebens bemächtigt haben, und in das enge Maß der kirchlichen Bekenntniſſe nicht hineinpaſſen; dieſe Entwickelungen ſind deshalb doch nicht unchriſtlich.“ Man fragt: „wollt ihr das Alles hinausweiſen, weil es in die Kirche nicht paßt? Soll alles Leben an dem Richtſcheit der reformatoriſchen Bekenntniſſe gemeſſen und gerichtet werden?“

In dem Allen, wir können es nicht leugnen, ſcheint uns der endliche Schluß zu liegen· ‚fügt ſich die Kirche uns nicht, ſo verlaſſen wir ſie.“ Bunſen hat gezeigt, daß Japhet der Lehrmeiſter und Umbildner Sem's iſt. Die Kirche iſt ſemitiſch, heilige Schrift, Kirche, Bekenntniſſe, müſſen japhetitiſch umgeſtaltet werden! — Aber als der Semit Jeſus von Nazareth vor dem Japhetiten Pontius Pilatus ſtand, da iſt ſchon Alles vorgebildet, was hernach geſchah und geſchehen wird! Wir ſagen darum, die Kirche verdammt nichts, als die Sünde und die ſündliche Zuchtloſigkeit und Autonomie des Menſchengeiſtes, denn Gottes Wort muß die ſündige Welt überwinden. Wir verkennen nicht das reiche Menſchenleben, welches in Philoſophie, Dichtkunſt, Politik u. ſ. w. ſich

Princip ſeine Conſequenz nach allen Seiten hin einzuräumen. — Das iſt aber eben das Köſtliche in dieſer letzten Lebenszeit Aßmuth's, daß wir hier einen, immer zunehmendem Siechthum des Leibes verfallenen Mann geiſtig immer mehr geneſen ſehen, daß in der zerfallenden Hütte der Bau aus Gott ſich ſiegreich erhebt, daß Gott hier in dem Schwachen ſo mächtig iſt und ihn zu der Entſcheidung treibt, die ſein gebrochenes leibliches Sein, ſein natürliches Temperament und Weſen weit überwin-

entwickelt hat. Bücher wie Kahnis Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus, Vilmar's Literaturgeſchichte ſind deß Zeugniß und haben Weſentliches zur Würdigung jener Erſcheinungen beigetragen. Aber wir überſchätzen jene Erſcheinungen nicht. Wir bitten Gott, auch dieſe Entwickelungen dienſtbar zu machen ſeinem Reiche, und wiſſen, daß es ſchon geſchehen iſt. Vilmar in ſeiner hoch zu preiſenden Literatur-Geſchichte, S. 624 bis 629, zeigt uns, wie es geſchehen iſt und noch geſchieht, mit Worten, die ihm die ewige Wahrheit und Liebe ſelbſt in's deutſche chriſtgläubige Herz gegeben hat (ſ. auch Kahnis: der innere Gang des deutſchen Proteſtantismus und Martenſen Dogmatik. Kiel 1850. S. 336). Was aber dazu ſich nicht hergeben will, wird vor jenem Tage nicht beſtehen. Der Sohn Gottes iſt nicht gekommen in die Welt, daß er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde. Wer nicht an den Sohn Gottes glaubt, der iſt ſchon gerichtet! — Wie Er war, als er in Knechtsgeſtalt wandelte auf Erden, ſo ſoll ſeine Kirche auch ſein bis an's Ende. So iſt ſie Pfeiler und Grundveſte der Wahrheit. Das iſt ihr Beruf. Und je bewußter und feſter ſie an dieſem hält, deſto mehr wird ſie ihn erfüllen und alles Leben Dem dienſtbar machen, der alles Lebens Quelle und Ziel, alles Lebens Verſöhner und Heiland, alles Lebens Umbildner und Neuerbauer iſt.

det und ihn in vollkommenem Gehorſam dem Herrn und ſeinem Worte unterwirft.

Es änderte ſich in der bisher beſchriebenen Lebensweiſe in dieſer letzten Zeit ſeines Lebens wenig oder nichts. Er predigte, ſo oft es irgend ging, er hielt Lehre, Schulmeiſterconferenzen, viſitirte die Schulen, beſuchte die Kranken, hatte manches nicht leichte Propſtgeſchäft, benutzte die Gelegenheiten zur ſpeciellen Seelſorge, unterrichtete ſeine Kinder, beſorgte ſeine Wirthſchaft, wobei ſein treues Weib ihm faſt über Vermögen behülflich war, beſonders da in dieſer Zeit die Beſuche im Hauſe nicht ab, ſondern zunahmen und ſie manchmal wochenlang über dreißig Perſonen zu beſorgen hatte, noch außer der Sorge für das große Dienſtperſonal. Auch in dem alten Hauskreuz, der Krankheit, blieb Alles wie früher, nur ward ſeine eigne Krankheit immer ärger.

Sehen wir ihn in dieſem Zeitraume zuerſt im Februar 1846 am Sonntag Sexageſimä auf der Kanzel. Das Evangelium vom Säemann und mancherlei Acker hat für ihn eine neue Bedeutung gewonnen, denn das Wort Gottes ſelbſt iſt ihm viel wichtiger geworden, als es früher war. Er hat es früher hochgehalten, aber doch mehr gebraucht im Dienſt ſeiner eigenen Gedanken von nothwendiger Erweckung ꝛc. Jetzt ſtellt er die Wirkungen dem Worte ſelbſt anheim und hebt die Herrlichkeit und Macht dieſes Wortes mehr hervor, ſeine keimkräftige und fruchttreibende Natur, und die Erfahrungen, die das Wort machen muß auf dem viererlei Acker. Aber, als er von

dieſem reden muß, da fällt ſeinem liebenden Vaterherzen ein, daß vor zwei und zwanzig Jahren er daſſelbe Evangelium verleſen hatte, nachdem ihm unmittelbar vorher ſein älteſter Sohn geboren war, dem er nun im Stillen inbrünſtig vom Herrn erbittet, daß doch auch ſein Herz zum guten Lande werden möge.

In demſelben Jahre wird ihm gemeldet, es habe Jemand in Dorpat geſagt: die ſtellvertretende Gerechtigkeit Chriſti kommt uns nur inſofern zu gut, als unſer Glaube ſich in der Heiligung bethätigt. Aßmuth ſah in dieſem Worte die freie Gnade Chriſti abhängig gemacht vom menſchlichen Verhalten, gab zwar zu, daß der Menſch, ohne gläubiges Eingehen auf die Gerechtigkeit Chriſti ſich um dieſelbe bringe, aber behauptete doch, daß ſolches Eingehen auf die Gnade immer erſt durch dieſe gewirkt werde, man alſo nicht zuerſt fordern dürfe: glaubet, heiliget euch, dann werdet ihr gerecht, ſondern ſagen müſſe: ihr ſeid ſchon gerecht gemacht vor Gott, darum glaubet und laſſet euch heiligen. Von dieſem Geſichtspuncte aus gab er jenen Satz nicht zu und predigte Pfingſten über den Spruch: alſo hat Gott die Welt geliebt ꝛc. mit beſonderer Kraft von der vollkommenen Liebe Gottes zur unheiligen Welt.

Vom erſten Advent dieſes Jahres ſchreibt er: „An dieſem Tage übermannte mich auf der Kanzel das niederdrückende Gefühl meiner Unwürdigkeit und meiner tauſendfachen Verſchuldungen vor dem Herrn dergeſtalt, daß ich eine Zeitlang vor Bewegung kein Wort heraus-

bringen konnte. Was werden wir in dieſer ſtürmiſch bewegten Zeit, bei den äußeren und inneren Bedrängniſſen der Kirche in dieſem neuen Kirchen- und Gnadenjahr erleben? Nun — es iſt auf jeden Fall ein Jahr der Gnaden und Immanuel heißt Gott mit uns! Er wird und kann die Seinigen nicht verlaſſen. Sind wir auch wie eine Nachthütte, ſein Zion muß doch beſtehen und das Uebrige in Israel ſelig werden.“ Dieſer Glaube erwies ſich auch kräftig zunächſt in den Störungen, welche ſeine Krankheit ihm in ſein Predigen brachte. Täglich hatte er in dieſer Zeit ſehr angreifende Nervenkopfſchmerzen und Blutſpeien und in der Nacht keinen Schlaf. Zum zweiten Advent dieſes Jahres mußte er nach ſeinem Filial Lohhuſu fahren. Er ſchreibt: „Sonnabend fühlte ich mich ſchon unterwegs am Magen krank. Bis zwölf Uhr Nachts hatte ich mit Leuten zu thun. Nachdem meine Magenbeſchwerden mich endlich hatten einſchlafen laſſen, erwachte ich nach ein paar Stunden mit einer ſehr gepreßten Bruſt und fühlte, ſchon ehe ich Licht anſchlug, an der Wärme, daß mir wieder das Blut aus der Bruſt in den Mund hinaufſtieg. An Schlaf war nicht mehr zu denken. In der Kirche ging es bei der Beichtrede und bis zur halben Predigt gut. Da kam aber das Blut wieder. Ich konnte unmöglich ſogleich pauſiren oder aufhören, und indem ich immer ſprach, beſann ich mich unter Gebet, was nun zu thun ſei. Da hörte das Blut allmählig auf und als ich eben ſo weit war, daß ich ein ſchickliches Ende hätte machen

können, trat der alte Schleimauswurf an die Stelle des Blutes, ſo daß ich nun den Gottesdienſt, freilich mit einiger Beſchwerde, unverkürzt beendigen konnte.“

Aber auch anderen Störungen gegenüber behielt er ſeinen treuen und getroſten Muth zu ſeinem Werke. Am vierten Advent z. B. waren Leute aus dem Filial zur Communion nach Torma gekommen. Aßmuth ſchreibt: „Dieſe rohen Waldmenſchen drängten ſich, da es ſchon ſpät geworden war, ſo an den Altar heran, daß ich ſie mehrere Male berufen, und als das nicht half, eine laute und gründliche Ermahnung an ſie richten mußte, wobei ich ihnen erklärte, daß ich aufhören würde, das heilige Abendmahl auszutheilen. Das half wenigſtens etwas. Als ich vorher auf der Kanzel mich ſtark gegen die immer mehr einreißende Völlerei erklärte und die Gemeinde aufforderte, ihr Weihnachtsfeſt durch Entſagung des Greuels zu feiern, war eine murrende Bewegung unter den den Altar umgebenden Filialleuten zu bemerken. Da wiederholte ich aber meine Erklärung gegen das Branntweintrinken, zwar in Liebe, aber noch viel beſtimmter und feierlicher, denn ich hatte gehört, es ſei im Kirchſpiel das Gerücht in Umlauf, ich dürfe jetzt nichts gegen das Branntweintrinken thun, aus Furcht, die Leute dadurch unſerer Kirche abtrünnig zu machen.“

Er begann im Jahre 1847 Sonnabend Abends eine Stunde zu halten, darin er den verſammelten Leuten Mittheilungen aus dem Reiche Gottes machte, wodurch er die Einſicht in das Weſen dieſes Reiches vermehren

und die herrnhutisch engbegrenzten Vorstellungen des Volkes erweitern wollte. Manche Freude brachte ihm diese Stunde, aber weil ihn die Arbeit am Sonnabend Abend doch zu sehr angriff, mußte er sie bald wieder aufgeben. Immer mehr fühlte er den hemmenden Einfluß seiner Kränklichkeit. Bei Austheilung des heiligen Abendmahls mußte er sich wegen starker Gichtschmerzen im Arm von einem Kirchenvormund den Wein eingießen und den Kelch zur weitern Austheilung darreichen lassen. Viermal mußte er dennoch während der heiligen Handlung sich zum Ausruhen auf einen Stuhl setzen, der dazu in den Altar gebracht war.

Bei den sonntäglichen und sonstigen Ermahnungen war er jedes Mal in Schweiß gebadet und mußte die Wäsche wechseln, was außerdem alle Morgen wegen des Schweißes geschah, den der halb- oder ganzstündige Hustenkrampf ihm auspreßte. Bei solchen Ermahnungen, wenn sie Buße und Sündenbekenntniß zur Folge hatten, wendete er seit dem Jahre 1847 oft die kirchliche Absolution an, auch wenn kein Abendmahl folgte, und dies diente ihm in Bezug auf sein Amt, und gewiß auch den Leuten, zu großer Glaubensstärkung.

Mit den Confirmanden kam er auch zu einem gesunderen und förderlicheren Verfahren. Er schreibt: „Weinen möchten sie vor allen Dingen, und da sie nun glauben und danken sollen, wissen die armen Dinger gar nicht, wie ihnen zu Muth ist. Aber man muß Ernst machen mit dem Glauben. Ich habe bemerkt, daß sie

trotz aller Gegenwirkung immer weinend kommen, so lange sie noch nicht in die Brüdergemeinde aufgenommen sind. Ist das geschehen, so hört alles Weinen von selbst ganz auf. Ich habe darum in einem ganz anderen Tone mit ihnen geredet. Kommen sie mit ihren beständigen Klagen, so frage ich sie und auch die schon Confirmirten, ob sie sich's vorgenommen haben täglich in Gottes Wort zu lesen, ob sie diesem ihrem Gelübde in der Confirmation nachkommen wollen oder nachgekommen sind. Ich sage ihnen: Gebet an, was ihr gelesen, was ihr verstanden habt. Wie wichtig, ruft er aus, wäre es, mit allen Confirmirten von Zeit zu Zeit Katechisationen zu halten!" — Wir können nicht angeben, ob er dies gethan hat oder nicht. Ist es aber nicht geschehen, so war wohl seine Kränklichkeit und die Ueberladung an anderweitigen Arbeiten am Sonntage die Ursache davon. Es sind in der That nicht geringe Schwierigkeiten sowohl von Seiten der übrigen Arbeiten des Pastors, als auch von Seiten der zu katechisirenden Volksjugend dabei zu überwinden, da sie besonders im Sommer immer zur Arbeit gebraucht wird und sich also selten vollzählig einfindet. Hier sind die perennirenden Katechisationsfahrten der Pastoren am Freitag oder Sonnabend eine wesentliche Hülfe, die aber Aßmuth jetzt auch nicht mehr einführen konnte.

Da es in dem volkreichen Kirchspiel auch Arme genug gab, so hatte er schon vor vielen Jahren eine Armencasse aus freiwilligen Beiträgen eingerichtet, daraus

er drei Mal im Jahre den Armen Gaben austheilte. Sonntäglich brachte die Gemeinde ihre Beiträge, die Aßmuth aufzeichnete und der Gemeinde bekannt machte. Dies war die einfachſte, und wenn man ſie mit dem Vereinsweſen vergleicht, auch kirchlichere Anfangsform für dieſe Sache, da jede Gemeinde die Armenpflege für eine Gemeinpflicht anſehen ſoll und ſich nicht auf Vereine verlaſſen darf. Freilich ward eine eigentliche Armenpflege, wie ſie von Gemeinde-Diaconen ausgehen müßte, ſo noch nicht erreicht. In dem ſchweren vierten Decennium unſeres Jahrhunderts gab es, wie wir ſchon ſahen, der Armen noch viel mehr, als ſonſt. Auch ſteigerten ſich im Jahre 1846 bis 1850 die Armengaben bedeutend. Nicht weniger als 135 Rubel S. M. kamen jährlich ein, nur von der eſthniſchen Gemeinde, was mit Rückſicht auf die Freiwilligkeit und auf die ſonſtige Belaſtung der Gemeinde zu andern Zwecken, immerhin anzuerkennen iſt. Aßmuth hatte die Armen nach ihrer Bedürftigkeit in Claſſen getheilt und vertheilte die Gaben danach. Einmal, 1847, als Aßmuth gerade ſeine Armen vor ſich hatte und im Stillen ſich ſelbſt ſchalt, daß er dem Herrn nicht demüthiger und geduldiger an dieſen Bettlern diene, trat der Kirchenkrüger mit einem Kaſten zu ihm und ſagte, der ſei ihm aus St. Petersburg als Geſchenk für den Paſtor zugeſandt. Es fand ſich darin ein Chriſtuskopf mit der Dornenkrone in goldenem Rahmen, dabei zwei weiße mächtige Altarkerzen. Zwar erwies es ſich hernach — wenn wir nicht irren — als

Irrthum, daß das Bild dem Paſtor beſtimmt war, aber in Aßmuth's Herzen hatte der Anblick des Bildes ſogleich eine Wirkung wie der Blick des Herrn auf Petrus. Sein menſchlicher Unwille über die oft allerdings ſchwer zu tragende Art der Armen, mußte der Buße darüber und dem Andenken deſſen weichen, der arm und der Armen Geſelle wurde, um uns reich zu machen an himmliſchen Gütern.

Im Ganzen entging es Aßmuth nicht, daß es geiſtig genommen eine ſchwere, und neben viel Erfreulichem, doch auch betrübte Zeit war. Er ſah ja „von oben nach unten und von unten nach oben und von allen Seiten das Böſe mit beſonderer Macht herein brechen“ und ſagte: „Dieſer Anblick könnte mich faſt bewegen, die Anſicht Hengſtenberg's zu theilen, daß das tauſendjährige Reich mit Karl dem Großen begonnen habe und ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts zu Ende ſei. Satan iſt ja jetzt in den Revolutionen, in der Philoſophie, in den Secten, im gewöhnlichen Leben, in allen Ständen und Berufsarten ſo mächtig, überall ſieht man ſeine Waffen ſo viel deutlicher als früher. Es ſcheint wirklich, als ſei er bisher gebunden geweſen und nun wieder losgelaſſen.“

Dabei kam ihm die Frage, ob er denn ſeine Kraft vergeblich verwendet habe, ob ſeine bisherige Wirkſamkeit eine verlorene ſei? Und dieſe Frage erhielt um ſo mehr Gewicht, je mehr er erkannte, daß er zu wenig geſtanden und gewirkt habe im Geiſte der Apoſtel und Väter, mehr im Dienſte des frommen Subjectivismus

ſeiner Zeit. Es hat ihm manchen Schmerz gebracht, den er auch gegen Andere in vertraulicher Stunde ausſprach. Doch nie fehlte ihm der Troſt des Glaubens. „Was willſt Du ſagen," ſchrieb er einem jüngeren Amtsbruder. „Wenige Jahre der Wirkſamkeit liegen hinter Dir, viele noch vor Dir. Was Du in jenen verſäumt, kannſt Du in dieſen nachholen. Aber ich, ich! — vierunddreißigjährige Arbeit liegt hinter mir, vor mir der Tod und das Gericht! — Aber doch, ja, ja, kummatagi, kummatagi (das eſthniſche Wort für ſein liebes „aber doch" des kananäiſchen Weibes), lieber Bruder, Der, dem wir dienen, heißt nicht umſonſt Jeſus Chriſtus!"

Es war wahrhaft erhebend, den zuſammenbrechenden Mann ſo getroſt und muthig werden und ſich aus allem Kleinglauben erheben zu ſehen, nicht zu eigner Kraft, ſondern zu dem Herrn hin und zu ſeiner freien Gnade. „Bin ich auch Pietiſt geweſen, das Schächersgebet habe ich doch immer im Herzen gehabt: Herr gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommſt! Und ſchon auf Erden hat er mir's erfüllt. Ich darf in meiner letzten Lebensſtunde ſehen, daß Steine und Kalk herbeigebracht werden, um Zions Mauern wieder zu bauen, und ich darf ſelbſt noch ein wenig Handlangerdienſte dabei thun. Chriſtus und ſeine Gemeinde vergehet nicht!"

Nicht wenig half ihm zu ſolcher freudigen und getroſten Gemüthsverfaſſung der Schluß der Synode im Jahre 1846. Dieſer war in der That, obwohl eine ſtille, kurze Stunde, doch von ewiger Bedeutung. Es war

nach den Erfahrungen dieſes und des verfloſſenen Jahres ein gemeinſamer Sinn aufrichtiger Buße und ſtiller Ergebung in des Herrn Willen der Charakter dieſer Zuſammenkunft. Gegen den Schluß der Beſprechungen trat ein ſonſt ſchweigſamer Amtsbruder, der nun auch ſelig entſchlafene Paſtor Ackermann von Ecks, auf und ſtellte den Antrag, es möge dem Protocoll der Synode ein gemeinſames Bußbekenntniß aller livländiſchen Paſtoren angehängt werden. Die Synode nahm dieſen Antrag einſtimmig an. Als es darauf zum Schluſſe ging und der alte, würdige, vieljährige Präſes, Generalſuperintendent von Klot, von Hauſe aus Rationaliſt, aber nun doch nicht mehr recht Rationaliſt, ſondern durch die Leitung der Synoden ſelbſt und durch alle tiefgreifenden Erfahrungen der verfloſſenen Zeit von der ewigen Wahrheit, von Chriſto dem Sohne Gottes unweigerlich berührt, herzlicher und bewegter als ſonſt das Schlußgebet zu ſprechen begann, da ſanken alle Synodalen nieder auf ihre Kniee. Und ſo ſtand nun der Alte auf dem Katheder, blaß, bewegt, die hellen Thränen rannen ihm über ſein Antlitz. Um ihn her ſeine Synodalen, Alle tief ergriffen von Chriſto und der Bedeutung des Amts und der Kirche, welcher ſie dienten, tief ergriffen vom Blick auf die vergangenen Zeiten und auf die eigene Schuld, auf die Zukunft und des Herrn reiches Erbarmen. Nachdem nun über ſie Alle der alte Präſes den Aaroniſchen Segen geſprochen hatte und Alle aufgeſtanden waren, intonirte unerwartet, aber zu rechter Zeit, ein kranker Amtsbruder,

V. Holſt von Fellin, mit ſeiner tief in's Herz dringenden Stimme: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein' gute Wehr und Waffen, und, zitternd anfangs vor Bewegung, mit Thränen des Schmerzes und doch der Freude, immer zuverſichtlicher dann, ſiegreich im Glauben, ſang die Synode das ganze Lied Luther's zu Ende. Es war ein unvergeßlicher Abſchied, es war eine Stunde, die mehr in ſich faßt, als ſonſt Tage, eine heilige Reichsſtunde Gottes, der ſeine gedemüthigten Knechte damit ſegnete.

Das ſtärkte und mußte ſtärken unſern krankheitsmüden Freund zum letzten Kampf und Sieg. Er bedurfte der Stärkung, denn ihm ſtand noch manche ſchwere Aufgabe bevor.

In dieſer Zeit kam Aßmuth die private Schrift eines entfernten Amtsbruders zu, in welcher der Kampf livländiſcher Paſtoren mit Herrnhut beurtheilt und ein Ausfall auf die „Altlutheraner“ enthalten war. Aßmuth ſchreibt ſeinem alten Freunde, der aber damals auf Seiten des Beurtheilers ſtand: „Wer ſind dieſe Altlutheraner? Dieſe Orthodoxen? Sollen wir uns nicht mehr zu unſerer angeſtammten Kirche und ihren Bekenntniſſen bekennen dürfen, ohne ſogleich von ſolchen, die auch zu dieſer Kirche gehören wollen, mit jenen nicht gut gemeinten Namen genannt zu werden? Iſt es verpönt, in Wahrheit ein Lutheraner zu ſein? Sind wir leb- und lieblos, weil wir der Wahrheit ihr volles objectives Recht

zugeſtehen? Braucht darunter Leben und Liebe zu leiden? Warum ſoll an den Herrnhutern, an den Pietiſten Alles gut ſein? Das thut Alles die Lehre von der unſichtbaren Kirche, die macht Lutheraner indifferent gegen ihre eigene Kirche. Wenn wir aber den Wurm ſehen, der an dem Leben dieſer Richtungen nagt, wenn wir ihn offenbaren und dagegen als Heilmittel die alte Bekenntnißwahrheit unſerer Kirche rühmen, ſo ſind wir ſtarr und todt. Iſt das Liebe, wenn man die lieblos nennt, welche der Liebe den Felſengrund der beſtimmten und klaren Wahrheit geben wollen?"

Wir thuen durch dieſe Worte einen Blick in den damals zwiſchen den bisherigen Gläubigen und den kirchlich Gläubigen geführten Kampf. Indem die alte Wahrheit, das kirchliche Bekenntniß, aber damit auch die Objectivität des Worts und der Sakramente hervorgehoben wurde, ſo fiel damit natürlich ein Licht auf den Mangel des bisherigen Gläubigſeins. Man fühlte ſich dadurch auf dieſer Seite unangenehm berührt. Man war überzeugt geweſen, der Welt gegenüber auf rechtem Wege zu ſein, und nun ward einem von Gläubigen geſagt: Ihr ſeid noch nicht auf dem richtigen Wege. Man erkannte in dem Geltendmachen des objectiven Werths des kirchlichen Heilsbeſitzes alsbald das, was von der früheren Richtung verſchieden war. Man wußte von todter Orthodoxie und man hielt die confeſſionelle lutheriſche Richtung für dieſe todte Orthodoxie oder ihre ſich anbahnende Wiederkehr. Wo dieſe Anſicht feſtgehalten

und als Waffe gebraucht wurde, da erregte ſie auf Seiten der Lutheraner Widerſpruch und einem ſolchen begegnen wir in obigen Worten Aßmuth's, freilich mehr in fragender und ſich beklagender Form. Denn ſeine Seele war ſo lauter in der Anerkennung des Wahren auf beiden Seiten, daß das Namengeben nach dem nur möglichen oder auch wirklichen Falſchen jeder Seite ihn verletzte. Er brauchte ſogar den Ausdruck Pietismus, Pietiſt ſelten. Jene faßten die kirchliche Richtung nur als Rückſchritt, Aßmuth war überzeugt, daß der bisherige Pietismus nur Uebergang ſein ſollte zu der vollen kirchlichen Wahrheit, die durch Gottes Gnade nach der langen Zeit der Zerſtörung durch die gefährlichſten Feinde wieder mit reicherer Erfahrung auf den Plan treten ſollte, weil keine andere Macht im Stande war, dem in der Zeit liegenden Verderben zu ſteuern. Und Aßmuth hatte Recht mit dieſer Anſchauung. Denn die Verheißung Gottes iſt bei keiner, die objective Wahrheit überwiegenden, menſchlichen Faſſung, ſondern nur bei dem Worte Gottes ſelbſt. Sagt man dagegen, daß die kirchliche Faſſung des Wortes Gottes doch auch eine menſchliche ſei, ſo ſoll das nicht geleugnet werden. Aber unter allen menſchlichen Faſſungen des ewigen Gotteswort iſt keine, welche das Subject ſo in die richtige Stellung zum Heilsobject hineinbringt, wie die lutheriſch-kirchliche. Dieſes Bekenntniß läßt das ewige Object unverletzt und erfüllt nur den Gläubigen damit, es iſt

der Ausdruck der thatsächlich vollzogenen richtigen Einigung des heilsbedürftigen Subjects mit dem heilspendenden Object. Jeder Gläubige, der sich in die Bekenntnisse unserer Kirche hineinlebt, erfährt die Wahrheit davon, und die Erfahrung, die wir mit dem recht gebrauchten Katechismus Luther's in dieser Beziehung machen, könnte wohl der Beweis für diese Behauptung sein. Nicht anders ist es mit den anderen Bekenntnißschriften unserer Kirche. Darum kann der Lutheraner nicht anders als alle Christen heranrufen zu den Bekenntnissen seiner Kirche, um sich hineinzuleben in ihren wesentlichen Inhalt, unter der Verheißung, daß sie alsdann gesund werden sollen im Glauben und von diesem Grunde aus heranreifen sollen zum Mannesalter Christi. Daß lutherischer Seits im Anfang nicht sollte mancher Fehltritt geschehen sein, wollen wir nicht behaupten. Namentlich trat der Schmerz darüber, daß Einem das Recht als Lutheraner zu existiren bestritten wurde, oft zu scharf hervor, auch wurde — wenn wir nicht irren — dem pietistischen Verhalten lutherischer Seits zu viel absichtlicher und bewußter Oppositionsgeist zugeschrieben. Solcher Ueberschritt liegt einmal in dem menschlichen Wesen, und dadurch wird allerdings fremdes Feuer auf den Altar gebracht. Es wurde aber nicht weniger von der anderen Seite gefehlt. Aßmuth hat, wie uns scheint, sich ziemlich rein erhalten von extremer Richtung, wie das auch in seiner demüthigen, rücksichtsvollen und liebenden Weise angemessen war.

Freilich lag dabei für ihn die Gefahr auf der anderen Seite, aus Rückſichten der Wahrheit etwas zu vergeben, wenn nicht in thesi doch in praxi.

In dem Verhältniß zu Herrnhut ſpricht er ſich im Jahre 1846 gegen den Freund ſo aus, daß man ſieht, wie ſeine Liebe zur Kirche ihm die Secte immer mehr entbehrlich macht. „Die Brüdergemeinde hat den ihr vom Herrn gegebenen Beruf ſelbſt verlaſſen, indem ſie ſich Privilegien geben ließ, die ihr eine juridiſche Stellung der Kirche gegenüber einräumen. Wie konnte es da fehlen, daß eine anerkannte Kirche und ein von dieſer unabhängiges, aber auch privilegirtes Inſtitut innerhalb des Bereichs derſelben, nicht mit einander hätten collidiren ſollen? Die Sachen der Diaconen gedeihen nicht mehr, denn ſie halten Fleiſch für ihren Arm und wollen ſich dadurch in Dingen ſchützen laſſen, deren Unhaltbarkeit vor Gott und Menſchen nach Gottes Wort erwieſen iſt. Ich ſtehe noch innerlich freundlich zu den Diaconen. Aber die eigene ſichtbare Kirche iſt mir wichtiger geworden, als ſie früher war. Freilich iſt das Verderben in unſerer Kirche groß. Aber in der bei uns ſo ausgebreiteten Societät iſt das Verderben nicht geringer. Wir Paſtoren müſſen dem ſteuern überall, aber beſonders auch in der Brüderſache, denn Herrnhut's Specialverderben verdirbt hier die Kirche mit und um ſo gefährlicher, als unter dem Namen und Schein der Frömmigkeit."

Um dieſe Zeit traf ſein weiches liebevolles Herz ein zwiefacher Schmerz. Zuerſt ſchrieb ihm ſein alter Freund ſo, wie wir es aus Aßmuth's Antwort darauf erſehen, welche lautete: „die Poſt brachte mir Deinen Brief, der mich zum erſten Mal, ſeit wir uns kennen, betrübt hat. Du willſt ich ſoll ſchweigen gegen Dich über das, was uns hier, ja was am Ende die ganze Chriſtenheit bewegt. Das muß mir weh thun, da ein ſolches Stillſchweigen immer ein Verzweifeln in ſich ſchließt, entweder an der Wahrheit oder an der Liebe. Ich bin aber dennoch überzeugt, daß keine unaufgelöſte Differenz zwiſchen uns bleiben wird.“

Sodann ſagte ihm Paſtor Langewitz, nächſt Jenem einer ſeiner liebſten Freunde, er geſtehe ihm, er müſſe irre an ihm werden wegen der Lehre von der Kirche. Dieſes Wort, nachdem ſchon der erſte Freund ihm alſo geſchrieben, betrübte ihn noch mehr. „Gott weiß es“, ſchreibt er, „ich lebe in einer Zeit der Anfechtung.“ Meine Freunde werden irre an mir. Aber ich rufe zum Herrn, daß Er, er ſelbſt mich führen wolle, weil ich ja ſonſt leicht irren könnte. Ich kann aber nichts gegen die Wahrheit und was ſollte mich treiben, etwas Neues zu ſuchen, während das Alte mir ſogar noch lieb iſt und es ja leichter wäre, Alles beim Alten zu laſſen. Aber das darf ich nicht, ich habe ein Verbot und muß den Leuten, die irre an mir werden, mit Luther ſagen: hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen. Gott gebe mir ſeinen neuen, gewiſſen Geiſt!

Und Gott hat es gethan. Schon aus obigen Worten merkt man neben dem Schmerz über das unvermeidliche Mißverständniß unter Brüdern, daß Aßmuth seine persönlichen Verhältnisse und liebsten Verbindungen eher aufgegeben, als die erkannte Wahrheit verläugnet hätte. Dies um des persönlichen Christus willen zu thun, hätte er sich zu keiner Zeit lange bedacht. Aber in seinem Falle konnte es ihm erscheinen, als handle sichs nur um eine verschiedene Fassung derselben Wahrheit und um deswillen alle theueren Freunde sich von ihm abwenden zu sehen, hätte seinem Herzen zu schwer werden können, wenn es wirklich so gekommen wäre, und wenn er nicht doch erkannt hätte, es handle sich hier um mehr als um eine an sich indifferente verschiedene Fassung Einer und derselben Sache. Der aus dem Senfkorn erwachsene Baum war weiter gewachsen; es galt dies anzuerkennen. Die freiwerdende Seele flog wie ein Vöglein höher hinauf in den Gipfel des Baumes, um, näher dem Himmel, festeren Frieden zu haben. Wollten die alten Freunde noch nicht hinauf, weil es ihnen dort gefährlich schien, so konnte er es nicht wehren. Er behielt sie lieb wie zuvor und wußte es: sie kommen etwas später nach!

Er schreibt dem Freunde: „Neuerdings wurde mir wieder das von W.... ausgegangene Urtheil über mich zugetragen, seitdem ich Propst bin, sei ich ein Anderer geworden. Dem alten Menschen will auch das weh thun. Aber ich muß mit David sprechen, um den Herrn habe ich es längst verdient. Ich weiß auch, daß der Herr

mich rechtfertigen wird und muß. Darum kann ich auch die Differenz mit euch Brüdern freudig auf den Herrn werfen. Ich habe in dieſen Tagen (oder eigentlich Nächten) den Galaterbrief geleſen. Das hat mich ſehr froh und gewiß gemacht."

Dauerte es nun eine Weile, ehe ſeine treue Liebe zu den Freunden geläutert ward durch das Wort Gottes, und er im Aufgeben deſſen, was menſchlich war in dem Verhältniß, die gottverklärte Freundſchaft wiederfand, ſo werden wir uns nicht wundern, auch uns nicht daran ärgern, daß es Aßmuth, trotz der erkannten Wahrheit ſo überaus ſchwer wurde, dieſe Wahrheit ſeiner, mit auch noch zu menſchlicher Liebe geliebten Gemeinde ganz offen und unverhohlen darzulegen. Wir meinen in Bezug auf die herrnhutiſche Angelegenheit.

Aßmuth hatte dieſelbe bisher nur privatim mit den drei eſthniſch-herrnhutiſchen Vorbetern ſeines Kirchſpiels offen durchgeſprochen und dabei aus ihrem Munde auffallende Zugeſtändniſſe erhalten. So hatten ſie ihm 1846 alle drei zugegeben, daß das Loos, wie die Diaconen es brauchen, bei dem Volke eine falſche und ſchriftwidrige Geltung habe. Dieſe Leute ſprachen es ſogar aus, ob die deutſchen Diaconen nicht ſo eigenſinnig auf dem Looſe beſtänden, weil ſie mit dem Looſe ihre Bedeutung zu verlieren fürchteten, und weil ſie, ohne Loos, viel mehr Antheil an den einzelnen Seelen nehmen müßten, als ſie bisher gethan, da ihre Arbeit eigentlich ganz unbedeutend ſei und das Anſehen des Looſes Alles aus-

richte. — Das klang nun wohl aufrichtig, und war es, zum Theil wenigstens, wohl auch. Aber wenn das, welche gewissenlose Stellung nahmen diese Leute dann zu ihrer eigenen Sache ein, die sie doch noch sehr festhielten. Oder war es unaufrichtig gegen den Pastor, nun so war ihre Stellung diesem gegenüber eine gewissenlose. Es ließ sich viel zugeben dem Pastor gegenüber, der bisher die Sache immer noch nicht practisch angetastet hatte. Und das gehört zu den dunkelsten Schattenseiten dieser Herrnhuterangelegenheit. Sie sind unaufrichtig, heimlich, halten auch Lügen für erlaubt, um nur ihre Sache zu fördern. Wie viel besser doch stand der ehrliche Aßmuth, selbst wo er schwach war, vor seinem Herrn, wenn er mit diesen Leuten redete, als sie, die ehrlich wenigstens nicht waren. Uebrigens möchten wir auch dem alten Freunde fast zürnen, wenn wir in seinen Briefen lesen, wie freie Hand er der Herrnhutersache noch immer ließ, welche unbegreifliche Concessionen er ihr noch immer machte. Aber daraus, daß er es selbst mittheilt, sehen wir, daß er arglos dabei war, und wir freuen uns, daß Gott der Herr doch endlich seine Schwäche überwand und ihn dahin brachte, der Wahrheit ganz gehorsam zu werden. Im Jahre 1846, als die Diaconen, ohne sich irgend weiter an das Zeugniß der Prediger oder des Consistorii zu kehren, wieder zu losen begannen über die lutherischen Gemeindeglieder, hatte Aßmuth ein bezeichnendes Gespräch mit einem Diacon Herrnhuts. Dieser behauptete, es sei eine besondere Offenbarung nöthig, um die

„Herrlichkeit des Looſes“ (!) anzuerkennen. Aßmuth erwiderte: wir wiſſen aber von keiner Offenbarung, als von der in der Schrift. Der Diacon: die Prediger werden ſich aber durch Nachgiebigkeit die verſcherzte Volksgunſt wieder erwerben. Aßmuth: auf die Gunſt des Herrn kommt es an, nicht auf die Gunſt der Menſchen, und ihr Diaconen ſehet zu, daß ſolche über alles Maaß hinausgehende Beachtung der vorgeblichen Volkswünſche (die aber eure eigenen ſind) die Sache euch nicht ganz aus den Händen ſpiele!“

Im Jahre 1847 ſchrieb er dem Freunde (gegen den er alſo doch nicht ſchweigen konnte): „das Aelteſtenamt Chriſti in Herrnhut und die Manifeſtation ſeines Willens durch das Loos iſt ſchriftwidrig. Chriſtus iſt das Haupt ſeiner ganzen Kirche, ſeines ganzen Leibes, alſo nicht der Brüderkirche in beſonderem Sinn. Hat der Herr dieſen Mißbrauch ſeiner Gnade eine Weile geduldet, ſo haben wir für ſolche Geduld mehr Beiſpiele, wodurch aber der Mißbrauch nicht gerechtfertigt iſt. Ließen ſich doch in der apoſtoliſchen Zeit viele Chriſten beſchneiden und hielten das moſaiſche Geſetz, bis Paulus kam und den Galatern ſagte: wenn ihr euch beſchneiden laſſet, ſo habt ihr keinen Theil an Chriſto.

In dieſem Jahre erfuhr Aßmuth, daß in einigen Kirchſpielen, wo Prediger es mit kirchlichen Bethäuſern verſucht hatten, was ja freilich eine verfehlte Maaßregel war, die Herrnhuter ihren Bann ausgeſprochen hatten über Alle, welche an den Betſtunden der Paſtoren Theil

nehmen würden. Dieſes Verfahren entrüſtete ihn. Natürlich kehrten ſich die Paſtoren nicht daran, und es gab auch Leute genug, die ſich nicht daran kehrten, aber doch zeigte ſich auch bei Vielen bei dieſer Gelegenheit, durch welche nichtigen Schreckbilder Herrnhut meinen durfte, das Volk regieren zu können.

Ueberhaupt offenbarte ſich die geſetzliche und Gewohnheitsmacht dieſer privilegirten Gnadenkinder in dem Volke auf wahrhaft erſchreckende Weiſe. In Aßmuth's Gemeinde geſchah es, daß plötzlich ein Bauer, der ſich einen Diebſtahl hatte zu Schulden kommen laſſen, aus der Societät ausgeſchloſſen wurde. Er hatte nicht lange vor der ſündlichen That communicirt. Aber deswegen ſchloß ihn Herrnhut nicht aus, ſondern nur wegen der eigenen Reputation. Reiche Mitglieder der Societät thaten freilich viel Aergeres, wurden aber nicht ausgeſchloſſen. Aßmuth ließ den Menſchen vor ſich kommen. Er kam in untröſtlichem Zuſtande. Aßmuth ſagte ihm: er ſei allerdings ſehr ſtrafbar, da er, ein Chriſt, kurz zuvor zum Abendmahl geweſen und dann ſolche Sünde gegen das ſiebente Gebot gethan habe. Der Mann war aber ganz unzugänglich für alles Zureden und blieb immer bei dem Jammern, daß es aus mit ihm ſei. Endlich fragte ihn Aßmuth, ob er ſo untröſtlich bleiben würde, wenn er wieder zur Societät aufgenommen werde. Ganz harmlos antwortete da der Menſch: nein, dann hätte ich ja das Zeichen (tåht) und Siegel (pitserimårk), daß meine Sünde vergeben iſt! Aßmuth ſagte ihm darauf: das iſt

ja Thorheit und Irrthum. Das Gnadenzeichen und Siegel ist ja nicht, daß du zu den herrnhutischen Brüdern gehörst, sondern es ist derselbe Leib und das Blut Christi, welche du empfangen und entweihet hast. Deshalb sei traurig und thue Buße, so wird der Herr auch Dir die Sünde wieder vergeben.

Aber so völlig fremd klang das dem Menschen, daß Aßmuth sah, „die Leute kennen keine Buße und keinen Glauben vor dem Herrn. Es geht alles Verhältniß zu Christo ihnen völlig auf in ihr Verhältniß zur Societät."

Während so allmählig die Verhältnisse in den Gemeinden ihn drängten, von seiner menschlichen Liebe zu Gunsten der göttlichen Wahrheit fallen zu lassen, was nöthig war, um die Wage Gottes in's Gleichgewicht zu bringen, trieb auch die Correspondenz mit dem Freunde ihn immer weiter. Hier zwang der Freund durch seine Angriffe auf die confessionelle Theologie Aßmuth, sowohl dieser selbst an und für sich, als auch des Verhältnisses Herrnhuts zur Kirche sich immer klarer bewußt zu werden. Wir finden daher in seinen Briefen aus dieser Zeit, nächst den übrigen Mittheilungen aus seinem Leben, besonders das Verhältniß des Pietismus zum Kirchenglauben, entweder mit oder ohne Bezugnahme auf Herrnhut besprochen.

So schrieb er im Jahr 1846: „wenn du, geliebter Bruder, mich liebevoll vor dem Extrem warnst, in welches die confessionelle Richtung hineinführen kann, so

muß ich dir ja herzlich dafür danken und zugeben, daß die Gefahr und Möglichkeit da ist, über Formeln das Wesen zu übersehen und die Liebe zu Gunsten der Erkenntniß zu verlassen. Aber wenn du sagst, „wir wollen Beide scharf zusehen, ob deine alte Liebe oder dein neues Wissen stärker sein wird," so kann ich Dir den Ausdruck „neues Wissen" eigentlich nicht zugeben. Ich habe von Beginn meines neuen Lebens die lutherische Lehre im Gegensatz zur römischen und reformirten Lehre für die schriftgemäße erkannt, nur mit dem Unterschied, daß mir der Reichthum und die sittliche Bedeutung unsrer reinen Lehre, auch ganz abgesehen von andern Confessionen, jetzt mehr als früher bekannt geworden ist, ebenso der Umfang und die Tiefe derselben. Willst du dieses „neues Wissen" nennen, so mag es sein. Wie kann aber damit die Gefahr mehr eingetreten sein, die Liebe zu verlassen? Erkenne ich die Liebeskraft, deren lauteres Echo in der Kirche die reine Lehre ist, besser, so lerne ich nur besser lieben, nicht weniger. Oder habt ihr, jetzt noch unsre Gegner, wirklich Mangel an Liebe bei uns gefunden? Ist das Mangel an Liebe, daß wir in dieser Zeit grenzenloser Verwirrung in den Gläubigen selbst, deren Ausdruck in der Unionssucht zu Tage liegt, unser Bekenntniß doppelt hoch halten und zur allgemeinen Anerkennung gebracht sehen möchten. Können wir besser bekennen, als unsere Väter? Warum nun nicht lieber auf diesem Bekenntniß sich die Bruderhand reichen, als ohne dasselbe? Ist es Liebloſigkeit, wenn wir sagen, wir wollen lieber

mit den Vätern in den vollen Gehorsam gegen den Herrn und sein Wort eingehen, als mit den ganz subjectiven Deuteleien der Neuzeit einen Bund machen? Oder ist es Mangel an Liebe, daß wir erklären, den Esthen ihr Begehren nach Loos und Brüderaufnahme nicht billigen und zugestehen zu können? Ohne unser Suchen, ja wider unser Meinen hat der Herr uns das Schriftwidrige jener Dinge gezeigt, in denen wir anfangs auch nichts Schlimmes sahen. War das Liebloſigkeit vom Herrn? War es nicht gerade seine Liebe, die das that? Ist es nun nicht auch Liebe von unserer Seite, unsern unmündigen Gemeindegliedern, die ja Kinder sind zu sagen, was nicht recht ist an ihrem Wesen? Wenn die Diaconen darauf uns sagen: „nehmt ihr uns das Loos, so schnüren wir das Bündel," so ist darin wohl viel Liebe zum Loose, aber wenig Liebe zu Gottes Wort. Ebenso, wenn sie die Nationalen veranlassen zu sagen: wenn ihr uns das Loos nicht lasset, so ist unser Haus auf Sand gebaut und unsere Liebe zu euch wird gänzlich gestört werden. Auf welcher Seite ist da die Aufkündigung der Liebe? (Uebrigens haben mir meine Vorbeter gesagt: das hat nie ein Esthe gedacht oder gesagt, das ist ihnen eingeredet).

Im Jahre 1847 schreibt er: „wir haben uns nicht eigenwillig in die confessionelle Richtung hineingeworfen, sondern wir sind unter Leitung des Herrn geworden, wozu er uns durch sein Wort und seinen Geist, so wie

durch seine Lebensführung, wie den Thon in des Töpfers Hand, gebildet hat.

Und weil ich das als eine That des Herrn an mir erkenne, was Andere für etwas Anderes halten mögen, so werde ich niemals, lieber Bruder, gegen dich auf verdeckte Weise polemisiren, wie du fürchtest, sondern frei heraus meine abweichende Meinung äußern. So kann ich, um gleich anzufangen, das Wort und die Kirche gar nicht so trennen, wie Du, sondern wo Gottes Wort ist und wirket, da ist eben die Kirche, der der Herr die Gnadenmittel gegeben hat, durch deren treue Verwaltung sie der Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit ist. 1. Tim. 3, 15. Jesus Christus bleibt ja immer das Haupt, der Alles in Allen erfüllet, sie aber ist seine Fülle und wirkt als solche in der Menschheit durch die Gnadenmittel. Dem Herrn erweise ich dadurch erst die volle Ehre, daß ich mich auch rücksichtlich der Stiftung seiner Kirche und ihres Wesens unverbrüchlich an das halte, was sein Wort sagt. — In Bezug auf das, was sich in dieser Hinsicht in mir gestaltet hat, sind mir von der größten Wichtigkeit gewesen die ersten grundlegenden Artikel in der vortrefflichen Zeitschrift von Harleß, für Protestantismus und Kirche."[1]

Wir könnten diese Mittheilungen, namentlich auch in Bezug auf die Lehre von der Taufe leicht vermehren. Aber was er in dieser Beziehung dem Freunde schreibt, würde uns nur zeigen, daß auch er, wie noch manche

[1] Die hier gemeinten Artikel, verfaßt von Dr. Thomasius, finden sich im Jahrg. 1838, Nr 1 ff.

Andere in dieſer Zeit, offenbar in Veranlaſſung des Buches von Delitzſch, welches in Livland viel geleſen ward, die Täufe zu ausſchließlich von ihrer objectiven Seite faßte und dadurch nicht unbegründeter Rüge ſich preisgab.

Wir laſſen uns an Obigem genügen und freuen uns daran zu erkennen, wie der Freund dem nur ſubjectiven Heilsgenuſſe immer mehr entrückt und zu lebendiger Aneignung der objectiven Heilswahrheiten jemehr und mehr herangezogen wurde. Dies mußte ihn denn endlich auch zu entſchiedenem Auftreten in ſeiner nur zu menſchlich noch geliebten Gemeinde treiben. Dazu kam aber vorher noch eine Erfahrung ſeines Lebens, die ihn noch mehr hineintrieb in die Erfüllung dieſer Pflicht.

Vom Jahr 1847 an traten noch drei junge Theologen nach einander zu Aßmuth in ein näheres Verhältniß, der erſte derſelben, um bei ihm eſthniſch zu lernen und zugleich ihm beim Unterricht ſeiner Kinder zu helfen, die beiden andern geradezu als Adjuncte, deren letzterer auch ſein Amtsnachfolger wurde. Alle drei waren ernſte, gläubige und von Herzen die lutheriſche Kirche liebende Theologen. Es konnte ihnen Aßmuth's Gebundenheit in ſeinem Verhältniß zu Herrnhut nicht entgehen, und daß er, bei allem Eingehen auf die confeſſionelle Richtung, derſelben doch nicht genug Einfluß geſtattete auf die Behandlung dieſer Sache in ſeiner Gemeinde. Sie konnten es, bei aller Rückſicht gegen den lieben, alten, ſchwer kränkelnden Mann, nicht laſſen, in vorkommenden Fällen zu ſagen, ſie müßten nach ihrem Gewiſſen anders verfahren, als er.

So verletzend dies manchmal Aßmuth's Gemüth, wenigſtens für den Augenblick, berührte, beſonders da dieſe jungen Männer nicht ſo eng mit der Gemeinde verbunden waren, als er, der bereits mehr als dreißig Jahre zu ihr in engem Verhältniß geſtanden, ein Band, das nun, in Bezug auf den herrnhutiſchen Theil gar nicht zerriſſen werden ſollte, aber doch ſo nicht fortdauern konnte, ſo verfehlte doch ihr demüthiges, aber feſtes Verhalten nicht, tiefen Eindruck auf Aßmuth zu machen. Auch ſchrieb Aßmuth 1851 im Mai dem immer noch mit der Oppoſition gegen Herrnhut und mit der ganzen neuen Richtung unzufriedenen Freunde: „Ungeſunde Richtungen ſind überall möglich, aber die Meiſten der livländiſchen Prediger ſtehen in dem Kampfe, der hier jetzt geführt wird, ſo, daß ich mich vor dieſen Bekennern, die bis jetzt nur Schmach, Verdächtigung und Verkennung von Gemeindegliedern und Andern erfahren haben, herzlich ſchämen muß."

Der zweite dieſer jungen Männer ſagte ihm eines Tages während einer Confirmandenlehre, er habe nicht anders gekonnt, er habe nach Pflicht und Gewiſſen das Verhältniß Herrnhuts in unſern Gemeinden zum Gegenſtand der Lehre gemacht, und theile ihm das mit, um nichts vor ihm zu verbergen. Aßmuth ward von dieſer Mittheilung ſehr bewegt, bat aber den jungen Mann, weil derſelbe allerdings an einer krankhaften Nervengereiztheit litt, nur darum, er möchte ſich bei ſolchem Verfahren in der Lehre vor allem leidenſchaftlichen Weſen

hüten, weil das der Sache mehr ſchade als nütze. Darin hatte Aßmuth auch vollkommen recht. Eine ausbrechende Krankheit des Adjuncten löſte aber ſchon Ende 1850 dieſes Verhältniß auf, das aber doch dazu gedient hatte, Aßmuth weiter zu fördern in dem, was er nun bald bei noch dringenderer Veranlaſſung that. Anfangs 1852 war der dritte Theologe, ſein letzter Adjunct ſchon eingetreten. Aßmuth hatte dem Freunde geſchrieben: „In Livland hat die Brüderſocietät eine unnatürliche Macht, eine unlautere, päpſtiſche und magiſche Macht. Wer ſich mit Fleiſch und Blut beſpricht und es mit der mächtigen Partei in allen Gemeinden nicht verderben will, der ſchweigt fein ſtille, um nicht verketzert und gehaßt zu werden. Ach Bruder, es iſt nicht kalte Prieſterherrſchaft, die uns hier treibt, es iſt der geſchmähte Dienſt der Liebe, der nur mit Gebet, mit Seufzen, mit Thränen vor dem Herrn geleiſtet wird. Wir müſſen in dieſer Sache Zeugniß geben, ſonſt werden wir zu Verräthern an unſern Gemeinden. Wie ein ſchwerer Druck hat es auf meinem Herzen gelegen, daß ich nur mit den Vorbetern, nur mit Einzelnen in der Gemeinde von dieſer Sache geredet habe.“

Der neue Adjunct wünſchte offen und wahr in dieſem Verhältniſſe zur Gemeinde dazuſtehen. Aßmuth erkannte, daß er dieſem ſeinem Nachfolger, wie auch ſeiner eigenen Stellung es ſchuldig ſei und beſchloß, den Schritt zu thun, der ihm ſo ſchwer werden wollte. Vor allen verſammelten Kirchenvormündern und Schulmeiſtern, un-

ter denen die Meiſten zur Societät gehörten, ſtand nun der alte, wir werden noch ſehen wie kranke Mann und wollte ſein ganzes faſt vierunddreißigjähriges Verhalten zu Herrnhut ſelbſt richten, um nicht von ſeinem Herrn gerichtet zu werden.

Er that es, wir wiſſen nicht mit welchen Worten, aber mit Ruhe, nach einem Eingangsgebet. Eine lange, lautloſe Stille folgte auf dieſe unerwartete Erklärung ihres alten Paſtors. Dann aber brach ein Sturm los, der, wie Aßmuth ſagt, vieler Herzen Gedanken offenbarte und natürlich zunächſt gegen ihn gerichtet war. Ein kräftigerer Mann hätte vielleicht durch ſehr entſchiedenes Auftreten den Sturm ſchnell zum Schweigen gebracht. Aber Aßmuth hatte nun nicht einmal die Kraft mehr, die ihm ſonſt zu Gebote ſtand. Und es war gut ſo. Denn die lutheriſche Kirche hat die Knechtsgeſtalt zu tragen, und wo ſie ſchwach iſt, da iſt ſie ſtark. Die größten Siege gegen ihre Widerſacher hat ſie betend im Staube, aber doch feſt im Glauben, errungen. Aßmuth hatte ſich ſelbſt überwunden bei dieſer That, gab dem Herrn die Ehre und war bereit alle Schmach darum zu tragen. Das war gerade der Sieg. Ganz anders ſtand neben ihm der erſte herrnhutiſche Vorbeter in der Gemeinde, der vornehm und faſt höhniſch ſich betrug, während Andere ſehr leidenſchaftliche Sprache führten. Wer das Alles ſah und ein Auge hatte für die Dinge des Reiches Gottes, der konnte gewiß erkennen, auf welcher Seite eigentlich der Sieg war. Als Aßmuth ſich erſchöpft

fühlte, forderte er den Adjuncten auf, etwas zu ſprechen. Dieſer that es, nach Aßmuth's Bericht folgendermaßen: „Wie kann ich über dieſe Sache, die uns eine heilige Gewiſſensſache iſt, jetzt reden, da keine Spur von Liebe in euch iſt. Der alte Paſtor iſt euch wie ein Vater betend und liebend entgegen gekommen und was habt ihr ihm eben zu hören gegeben! Ich fürchte mich zu ſprechen, weil ja ſo nur ein Riß entſtehen kann, wir aber wollen heilen und verbinden, was zerriſſen iſt.“

Dieſe wenigen, kräftig und ernſt geſprochenen Worte, ſagt Aßmuth, wirkten ſehr gut und ich ſchloß nun mit einem Gebet die Verſammlung. Der alte Vorbeter zeigte ſich zum Schluß empfindlich, denn dieſe That Aßmuth's mußte in den Herzen Vieler der herrnhutiſchen Sache einen Stoß geben. Was ein alter, kranker, dem Tode naher Paſtor ſeinen Leuten ſagt, das wirkt wohl wie ein Teſtament. Einer der Leute, ein ſogenannter Kirchenvormund, den Aßmuth ſehr liebte, der aber ſehr zuchtlos ſich gegen ihn benommen hatte, kam auf ihn zu, bat ihn von Herzen um Vergebung und Aßmuth gab ſie ihm von ganzem Herzen. „Und nun,“ fährt Aßmuth fort, „habe ich eine ſchwere, alte Schuld abgetragen. Ich trage nun keine innere Lüge mehr mit mir herum und kann den Leuten vor Chriſti Richterſtuhl getroſt unter die Augen treten, indem ich ihnen nichts verhalten habe, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rath Gottes.“ (S. Anhang, III, Kirche, Vers 1.)

Wenden wir uns nun zu den letzten Erfahrungen Aßmuth's im Kreiſe der Freunde und des eignen Hauſes. Schon im Jahre 1846, als Aßmuth einmal in das Filial Lohhuſu gefahren war und in das Küſtorat eintrat, rief ihm ſein Küſter mit eſthniſchem unverholenem Erſtaunen entgegen: Ach Gott, lieber Herr Paſtor, von Ihnen iſt nichts nachgeblieben als die Augen, ſonſt ſehen Sie ganz wie eine Leiche aus. Aßmuth ſchreibt ohngefähr um dieſelbe Zeit: „Das Leben erſcheint mir jetzt oft ſo ſchaal und arm, die Welt ſo kalt und öde, daß ich mich herzlich hinausſehne und hinauf zu unſerem Herrn. Ich weiß wohl, daß man ſolchen Stimmungen nicht trauen darf, und daß ſie oft aus ungläubiger Kreuzesſcheu entſtehen, die nichts leiden mag und gern immer Sonnenſchein und leichte Tage haben möchte. Aber a. da hat mir N. neulich Schriften von Bruno Bauer und Feuerbach gerühmt und gegeben und dazu geſagt, nach dreißig Jahren werde vom Chriſtenthum nichts mehr übrig ſein. Ich habe in den Büchern geleſen und begreife nicht, wie man von ſolchem Zeuge den Untergang des Chriſtenthums erwarten kann. Nicht einmal zum Widerſpruch reizt ſo etwas. Man legt's ad acta. Aber wer ohnedies müde iſt vom Kampfe, bekommt doch dadurch einen degout an der Welt, die alſo ſegnet. Und b. bei meiner Sehnſucht aus der Welt iſt eine ebenſo ſtarke nach unſerem gen Himmel gefahrenen Haupt und c. von Ihm, dem Haupte im Himmel, wird auch mir

noch in mein Elend herein der Troſt und die Erquickung zu rechter Zeit kommen."

Der Troſt kam auch, aber immer mitten in Trübſalen. Im April kam die Nachricht vom Tode ſeines lieben Freundes in Dorpat, Auguſt von Holſt, und in demſelben Monat ſtarb ſein junger Sprengelsbruder Wetterſtrand in Bartholomäi. Im September aber dieſes Jahres ſchreibt er: „Womit könnte ich dieſen Brief beginnen, als mit der Trauerbotſchaft, die Dich ſchon erreicht haben wird. Unſere theure Schweſter Fanny Buſch (die Frau des Profeſſors Buſch) iſt heimgegangen. Du weißt's, daß nächſt meiner Pauline, Du und dieſe Schweſter mir die liebſten Menſchen auf Erden waren und kannſt meinen Schmerz nachfühlen. Dennoch — als wir am Morgen nach Ankunft der Trauerbotſchaft mit unſeren Kindern zuſammen das herrliche Lied ſangen: „Freu' dich ſehr, o meine Seele, und vergiß all' Angſt und Qual," und unſeren Schmerz ausgeweint hatten, da konnten wir uns mit recht himmliſcher Freude über ihren ſeligen Heimgang freuen, und hatten nicht das Herz, die geliebte vorangegangene Schweſter in dieſes arme Leben zurück zu wünſchen und ſehnten uns, auch daheim zu ſein bei dem Herrn. Gott erbarme ſich des hartgeſchlagenen Mannes und der mutterloſen Waiſen."

Bald darauf ſtarb in Dorpat der als Maler bekannte Ludwig von Maydell, von deſſen Hand manche Kirchen in den Oſtſeeprovinzen mit ſchönen Altarbildern geſchmückt ſind, deſſen eigenes, edles, liebes Bild aber mit unaus-

löschlichen Zügen in das Gedächtniß vieler unserer Zeitgenossen hineingezeichnet ist. Je rascher dieser Todesfall auf den vorigen folgte, um so mehr ergriff er das Herz Aßmuth's, der den Verstorbenen sehr geachtet und geliebt hatte.

Endlich ward ebenso unerwartet der Tod des Landraths von Oettingen gemeldet, von dem Aßmuth schreibt: „Seiner letzten Werke eins war noch die Vocation an meinen Schwiegersohn Hirsch in Peude nach Bartholomäi gewesen. Er war noch in den besten Jahren, einer der thätigsten und anerkanntesten Geschäftsmänner unter unserem Adel und von höchst ehrenhafter Gesinnung!"

Während so der Kreis der geliebten und geachteten Menschen, mit denen Aßmuth in Verbindung stand, sich schon in diesem Jahr so stark lichtete, war er selbst in immerwährendem Krankheitszustande. Obwohl er noch manche Sonntage aushielt, wo Beichtrede, Predigt, fünf hundert und mehr Communicanten, Taufen, Trauungen, dazu vollständiger deutscher Gottesdienst auszurichten waren, so war doch sein Zustand ein höchst nervöser. Sturzbäder, die ihm verordnet waren und die er brauchte, bewirkten ein so starkes Jucken in Händen und Füßen, daß er sich darauf beschränken mußte, den Körper mit in kaltes Wasser getauchten wollenen Handschuhen zu reiben. Am Weihnachtsabende dieses Jahres war er so erkältet und angegriffen, daß er nur mit halbem Herzen an der Weihnachtsfreude seiner Kinder Theil nehmen konnte. „Es war ein schwerer Tag und ich trug ein

rechtes Todesgefühl mit mir herum. Doch — der Herr schenkte eine ruhige und erquickende Nacht und ich erwachte mit dem Frohgefühl der Genesung und so war ich zum Fest in der Kirche gerüstet." — So verging das Fest. Aber nun trat anhaltende Heiserkeit ein, der alte Husten ward stärker, ebenso die Magenbeschwerden. „Bisher" — schreibt er — „durfte ich mich doch Mittags satt essen, aber nun muß ich mich auf Eine leichte Speise beschränken, weil ich sonst in der Nacht mit einem brennenden Gefühl im Schlunde aufwache und bis an den lichten Morgen kratzen und husten muß. Aber — Du hast mir's ja zugerufen: „nur immer zu gestorben" — und es sei so."

Im Jahre 1848 stellten sich sehr starke Gichtschmerzen im linken Arme ein, die denselben ganz unbrauchbar machten und Aßmuth den Schlaf noch mehr raubten. Aber, wenn er dennoch zur Kirche ging, verloren sich beim Gottesdienst oftmals die Schmerzen. Auf einer Fahrt ins Filial erfuhr Aßmuth die ersten Nachrichten von der Revolution in Paris! „Gott erbarme sich," schrieb er, „ich bin nicht allein krank. Die Völker sinds noch mehr. Ach möchten sie Gottes Wort und Stimme hören, und Gott gebe auch den Fürsten Weisheit und Mäßigung. Wir stehen wohl am Vorabend größerer Ereignisse!" Etwas später: „Gichtschmerzen, Krampfhusten, Engbrüstigkeit machen das Leben mir schwer, meine Sünden aber wollen es noch schwerer machen und sind doch die eigentliche Last des Lebens. Hin damit zu Jesu, er

läßt mich's täglich erfahren, daß Er Sünde vergibt und eine reiche Gnade hat! — Welche Greuel nun auch in Deutschland! Aber ich denke, wenn das nicht die Todeswehen des deutschen Volkes sind, so wird aus diesem Chaos durch Gottes Gnade sich noch etwas Gutes gestalten, eine erneuerte Kirche nach Geist und Form!" Bald ward auch Aßmuth's anderer Arm von der Gicht ergriffen und er schreibt: „Könnte ich Dir doch mit der linken Hand schreiben, denn die ist jetzt besser wie die rechte, an der sind die Finger sehr steif und das Schultergelenk thut sehr weh. Ja, die rechte Hand ist ein edles, nöthiges Glied, aber wir brauchen sie oft schlecht. Das habe ich auch gethan, und da ich sie mir, nach Christi Vorschrift nicht abgehauen habe, so ist mir der Herr jetzt dabei zu Hülfe gekommen, um mich daran zu erinnern, was ich noch Alles auszureißen habe, ehe ich ins ewige Leben eingehe." Nach einer nun noch hinzugekommenen Erkältung schreibt er: „Da ich in nächtlicher Dunkelheit voll Schweiß und Schmerzen, gelähmt von der Gicht an Händen und Armen dalag und nicht einmal im Stande war Licht anzumachen, da wollte ich beten, aber es ging nicht. Nur den Einen hochgelobten Jesusnamen sprach ich immer und immer wieder aus und hielt mich an ihn wie ein Versinkender. Da fiel mir allmählich ein Trostwort nach dem andern ein und es wurde lichter in der Seele. So wird es wohl im Tode auch sein!"

Die Nachricht von des hoffnungsvollen Hesselberg Tode[1] betrübte ihn nun des großen Verlustes willen, den die streitende Kirche an diesem hochbegabten Theologen erlitt. Dazwischen erfreute ihn aber wieder der selige Tod eines Esthen. Der hatte sterbend gesagt: „Wenn der Vater ruft, so muß das Kind gehorsam sein und gern gehen. Er wird mich nicht verstoßen, da er seinen Sohn für mich gegeben hat.“

In diesem Jahre starb auch sein Schwestermann Hoffmann in Marienhof in Esthland an einer Halsentzündung. „Ich verliere an ihm meinen ältesten Freund, der mir seine Liebe auf vielfache Weise bewiesen hat. Sein Ende war schön. Er hat alle seine Kinder gesegnet und unter einem lauten Kniegebet seines Schwiegersohnes Pauker seine Seele dem Herrn übergeben. Bei der Beerdigung fanden sich wohl 150 Menschen ein, denn er war sehr beliebt. Zwölf Prediger folgten seinem Sarge. Ich habe ihm zuletzt den Nachruf gehalten.“

Am 26. November schreibt er dem Freunde: „Noch einmal also kann ich Dir an Deinem Geburtstage die Hand reichen, so elend an Leib und Seele ich auch bin. Meine Kräfte gehen zur Neige. Wir sind seit 1819 grau geworden, aber die Gnade Gottes, welche uns als junge Männer verband, hält jetzt auch die alternden Herzen zusammen!“

[1] S. Pastor Seeberg, Karl Hesselberg's Biographie. Mitau 1853. In 2. Auflage später erschienen.

Der Arzt verordnete ihm am Ende dieſes Jahres ſechs Wochen lang warme Salzbäder neben inneren Mitteln. In die Kirche durfte er nicht, das Zimmer überhaupt nicht verlaſſen. Aßmuth bat die jüngeren Sprengelsbrüder, ſo lange für ihn zu vicariren. Zum Weihnachtsfeſt ward ihm die Freude, ſeinen Sohn aus erſter Ehe und den älteſten Sohn zweiter Ehe, jenen nach glücklich abgelegtem Apotheker-Gehülfen-Examen, dieſen mit guten Zeugniſſen vom Gymnaſio eintreffen zu ſehen. „Trotz meinem elenden Zuſtande thaut mein Herz doch zuweilen auf und ich kann mich mit Weib, Kindern und Gemeinde dem Herrn in freudigem Glauben hingeben.“

Am vorletzten Tage des Jahres wurde aber ſeine Pauline an einer Lungenentzündung krank. Zwar ging die Krankheit bald vorüber, aber die Eltern mußten doch ihre Söhne allein nach Dorpat ziehen laſſen, was ihnen um ſo ſchwerer wurde, als eben auch der zweite Sohn auf das Gymnaſium abging. Aßmuth wurde aber in Folge der Bäder beſſer, und der Arzt erlaubte ihm bei gelinder Witterung den Gottesdienſt zu halten, nur müſſe er ſich vor Anſtrengung und Erkältung hüten. „Das geht ja aber nicht“, ſchreibt Aßmuth, „und ſo werde ich wohl meine Leiden alle bald wieder haben. Gott ſei Dank, daß der große Schmerz fort iſt. Aber der alte Zuſtand und Schleimauswurf mehrere Stunden der Nacht läßt nicht nach und zum Faſten bin ich gezwungen. Als ich geſtern in der Nacht daran dachte, daß es der Geburtstag meines Ferdinand ſei und mich in die

seit seiner Geburt verflossenen fünf und zwanzig Jahre zurückversetzte, wurde mir ganz weh ums Herz und es schien mir, als sei ich damals glücklicher gewesen. Aber als der Herr mir zurief: hattest du damals auch mich? da freilich erkannte ich, wie Alter, Krankheit und vielfacher Jammer mit Ihm doch dem herrlichsten Leben ohne Ihn vorzuziehen sei.

Im März des Jahres 1849 wurden die schon früher dagewesenen Gedanken an Niederlegung des Amtes recht dringend. Aber er meinte doch noch mehr Abnahme der Kraft erwarten zu müssen.

Ernstliche Sorge machte ihm seine Tochter Alexandra, die langsam dahinwelkte, weil keine Arzenei half. „Das Herz bricht mir, wenn ich meine liebe Tochter ansehe, aber ich kann nichts für sie thun, als sie dem ans Herz legen, der sie noch viel mehr liebt, als ich."

Eine Freude erlebte er in diesem Jahre an seinem alten Schwiegervater. Derselbe war in den ersten Jahren bei seinen Besuchen in Torma ein Gegner der Hausandachten gewesen. Bei dem diesjährigen Besuch saß der Alte neben dem jüngsten Söhnchen Aßmuths. Als er aufstand, wies er mit nassen Augen auf das Kind, welches eifrig und laut mitgesungen hatte und sagte: hier wird der Spruch wahr, daß der Herr sich aus dem Munde der Unmündigen ein Lob zugerichtet hat. „Wunderbar traten mir da", schreibt Aßmuth, „die alten Zeiten und Zerwürfnisse vor die Seele und die langsam wirkende Gnade Gottes. Damals sagte der alte Vater

nach einer Morgenandacht: wenn Du auch die Kleinen die Andachten mitmachen läßt, die ſie nicht verſtehen, ſo wirſt Du Heuchler aus ihnen erziehen.“ Ich aber antwortete: „Das verhüte Gott, der geſagt hat, daß die Kinder zu Ihm kommen ſollen und der ſich aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen ein Lob zugerichtet hat.“

Im Frühjahre 1850 bekam Aßmuth eine Bruſtfellentzündung in Folge der unausgeſetzten Arbeiten und einer dabei eingetretenen Erkältung. Aderlaſſe wurden nöthig. Er ward aber wieder beſſer. „Alſo noch einmal heißt es: Herr laß ihn noch dieſes Jahr. Aber ich bin der Schatten von einem Schatten. Auf lange kann es nicht mehr ſein. Ich muß nun rufen: ach Gott ich bitt' durch Chriſti Blut, mach's nur mit meinem Ende gut. Meine arme, liebe, treue Pauline, die die Laſt des großen Hausweſens bei eigner Körperſchwäche ſo unermüdlich trägt, die mich ſo geduldig und liebevoll pflegt!“

Etwas ſpäter fiel er in eine neue Entzündung, die wohl auch gehoben ward, aber Aßmuth ſchlich nur umher, von einer Tochter geführt. Die Tochter Alexandra war zum Tode krank an der Waſſerſucht, die Frau bettlägerig. Er ſchreibt: „Die Ruthen des Herrn ſind ſcharf.“ Da Aßmuth ſo angegriffen war und auch keinen Schlaf hatte, ſo verordnete der Arzt etwas, das auf den Schlaf wirkte und ſiehe, er ſchlief nun mehrere Nächte feſt und gut. Doch ſprach er mit den Seinen von ſeinem Tode, mit den Kirchenvorſtehern von Niederlegung des Amtes.

Nachdem am zweiten Oſtertage noch eine dritte Entzündung gekommen und abermals gehoben war, ging es vom Mai an, bei warmem Wetter, viel beſſer. Auf dem Mai-Convente ſprachen die Eingepfarrten davon, ihm einen Adjuncten zu halten.'

Es war dies der zweite der oben genannten jungen Theologen, der im Sommer eintraf. Aber ehe dieſe Hülfe kam, mußte Aßmuth ſeine Tochter Alexandra ſterben ſehen. Das Waſſer drang ihr ſchon ſeit einiger Zeit durch die Haut. Dann bildeten ſich Wunden an den Füßen. In der Nacht zum 25. Mai wurden Alle an ihr Bett gerufen. Sie ſprach ſchon unvernehmlich, ergriff aber der Eltern Hände und ſagte: „Jetzt kommt Er bald", dankte ihnen für ihre Liebe, ſtreichelte ihnen die Wangen und ſchien Abſchied nehmen zu wollen. Sie ſah Alle der Reihe nach mit großen ſeelenvollen Augen an. Als die Sonne aufging, lichteten ſie den Vorhang und ſie wandte die Augen gegen die Tageshelle. „Wir beteten für ſie, ſtärkten ſie aus Gottes Wort und ſangen endlich: „Chriſtus, der iſt mein Leben." Nachdem wir ihr ſo die Waffen aus Gottes Rüſtkammer zum letzten Kampf und Strauß gereicht, liſpelte ſie: „Jetzt möchte ich etwas ſchlafen", und ſchloß die Augen. So lag ſie eine Stunde und wir bewachten ſie. Dann öffnete ſie die Augen, ſtieß einen leiſen Seufzer aus und — war heimgegangen. Da ſind wir hingekniet und haben gedankt.'

Im Juni mußte Aßmuth eine Mineralwaſſerkur brauchen. Der Adjunct kam. Da war wieder Hülfe. Aber,

wie wir schon hörten, löste sich das Verhältniß mit denselben schon wieder zu Ende 1850 und Aßmuth stand im Winter allein. Doch halfen ihm seine Schwiegersöhne treulichst.

Im April 1851 war eben eine Weile Vicebedienung gewesen, der letzte Vicar hatte vicarirt und Aßmuth glaubte nun, dem Sommer entgegengehend, keiner Hülfe mehr zu bedürfen. Er ward zu einer alten esthnischen Kranken gerufen und fuhr hin. Schon hatte er auf der Rückfahrt sein Haus beinahe erreicht, als beim stärksten Rennen des muthigen Pferdes die Vorderräder der Droschke sich von dem Uebrigen trennten, und Aßmuth mit gewaltiger Wucht gegen das Holzwerk der Droschke und gegen die Erde geschleudert wurde. Er blieb betäubt liegen, bis der Kutscher ihn aufhob, wobei er die heftigsten Stiche in der rechten Seite und im Schultergelenk empfand. Das hinderte ihn an aller Bewegung und machte den unvermeidlichen Husten ganz unerträglich. Doch wich der Schmerz wieder und Aßmuth schreibt: „Ich habe eine bewegliche, elastische Natur. Wenn ich ganz herunter bin, so daß ich und Andere meinen, es sei aus mit mir, so wirken wohlthätige geistige Einflüsse wieder so schnell und wunderbar Besserung, daß ich es selbst nicht begreife.“

Im Juni 1851 erhielt Aßmuth die Zusage des Candidaten Landesen, bei ihm Adjunct zu werden. Aßmuth freute sich dessen, denn immer mehr sehnte er sich fort von dieser Erde, und als er in diesem Monat einst mit

den Seinen ſang: Herz, freu dich, du ſollſt werden vom Elend dieſer Erden und von der Sündenarbeit frei, „da drang dieſe unbeſchreiblich herrliche Ausſicht ihm ins innerſte Herz.“

Auf der Synode dieſes Jahres ward Landeſen zu ſeinem Adjuncten ordinirt. Am 2. September introducirte er ihn und ſchreibt: „Dieſer junge Bruder iſt der Art, daß ich mein Werk gern in ſeine Hand legen möchte. Er hat die rechte Lehre zu ſeinem Eigenthum gemacht und iſt von warmem innern Leben durchdrungen.“ — Aber der Adjunct fürchtete ſich noch davor, das Amt in ſo großer Doppelgemeinde und bei ſo ſtarker Brüderſocietät zu übernehmen.

In dieſem Herbſt ward Aßmuth eine große Freude zu Theil. Sein Gymnaſial- und Univerſitätsfreund, der Akademiker von Bäer, Excellenz, beſuchte ihn in Torma. „Was für liebe Erinnerungen lebten da noch einmal auf. Wie freuten mich die Erfahrungen ſeines reichen Lebens!“

Mit Betrübniß aber empfing Aßmuth bald darauf die Nachricht, daß Profeſſor Dr. Philippi einem Rufe nach Roſtock folgen werde. Als ſpäter im Februar 1852 der Adjunct ſich willig erklärte, ſein Nachfolger zu werden, ſchrieb Aßmuth zuerſt an den Generalſuperintendenten von Klot um ſeine Entlaſſung vom Amte, bat ihn aber, wo möglich ihn im Propſtamte zu belaſſen, auch wenn er nach Dorpat zöge. Es ging ihm dabei, wie jedem Menſchen, der etwas Entſcheidendes vornimmt.

Schwierigkeiten, Verwickelungen, Abmahnungen von Freunden traten dazwiſchen. Aber Aßmuth hatte Gottes Willen erkannt und blieb bei ſeinem Entſchluß. Am 15. Mai auf dem Kirchenconvent ward ſeine Amtsentſagung beſprochen, und die Eingepfarrten verſprachen ihm bereitwillig die Hälfte des von ihnen gezahlten Adjunctengehalts, 150 Rubel Silbermünze, welche mit dem geſetzlich ihm zuſtehenden Drittheil der Einnahme und den Renten von einem kleinen Capital, welches er beſaß, zur Noth hinreichten, um ihm ein einfaches Leben in Dorpat zu ſichern.

Als er im Juni dieſes Jahres einſt vom Kirchhofe herab nach Hauſe ging, rollte auf dem andern zum Paſtorat führenden Abweg von der großen Straße eine Equipage heran, aus der ihm ſchon von Weitem die Stimme ſeines jüngeren Leidensgenoſſen, des Paſtors V. Holſt von Fellin entgegenſchallte. Auf einer weiteren Fahrt begriffen, kehrte er auf Einen Tag in Torma ein. „Wir haben zuſammen gehuſtet, dabei aber auch zuſammen „im Glauben uns geſtärkt. Er reiſt bald auf zwei Jahre „in den Süden. Ich habe dem theueren Bruder, der „mir einer der Liebſten iſt, für dieſe irdiſche Pilgerſchaft „Lebewohl geſagt. Wenn er zurückkehrt, bin ich zur Ruhe „gegangen."

Am 18. September brachte die Poſt eine neue Todesnachricht. „Unſere liebe Orriſaarſche Frau von Grünewaldt iſt hingeſchieden. Wohl ihr — ſie hat durch Chriſti Blut überwunden und ſchaut nun den Herrn, an den

ſie geglaubt hat. Vor zwei Jahren ſah ich ſie zuletzt in Müllernfeld auf dem Familienbegräbniß, wo ſie jetzt ruht. Wer hätte glauben können, daß ich ſie, die junge, ſchöne Frau, die mich damals ſo elend und verändert fand, überleben würde!"

Im October faßte Aßmuth ſein förmliches Abſchiedsgeſuch an das Conſiſtorium ab, las es den Seinen vor und ſandte es ab. Im November kaufte er von ſeinem kleinen Capital ein Haus in Dorpat, welches, nach daran zu wendenden Reparaturen, auch einige Miethe verſprach und den Seinigen nach ſeinem Tode eine Heimath werden konnte und ſollte. Es kam nun auch bald ſein Abſchied vom Conſiſtorio unter Belaſſung im Propſtamt. „Als ich die Schrift vorlas, gingen mir Herz und Augen über und ich konnte das Vorleſen nicht beendigen."

Im December ſtarb der alte liebe Schwiegervater in Matthäi in hohem Alter, ganz ſtill, nachdem er noch Abends mit den Seinen bei Tiſch zuſammen geſeſſen und ſich dann zur Ruhe gelegt hatte.

Am Ende des Jahres kam für Aßmuth noch ein dreiwöchentliches Krankenlager. Nachdem das Fieber nachgelaſſen, blieb doch Huſten, Verſchleimung, Schlafloſigkeit nach und die Todesmüdigkeit dauerte fort. „Ich bin nun — ſchrieb er — ein abgemergeltes Gerippe."

Nachdem die förmliche Wahl des Nachfolgers ganz friedlich und einmüthig durchgegangen war, ſchrieb Aßmuth: „Vor acht Tagen, als Landeſen in Lohhuſu war, ließ

ich meine Kirchenvormünder zu mir kommen, um mit ihnen zu reden. Sie erſchraken, als ſie mich ſahen. Ich ſagte ihnen unter Andrem: nur ſoviel Zeit erbitte ich mir, meinen lieben Nachfolger einzuführen und dann wird ſich's zeigen, ob ich noch die Meinigen nach Dorpat bringen kann. Da ſagte mein Liebling unter ihnen mit naſſen Augen: ei ühtegi, wanna öppetaja, teil wist ei sa ennam siit ärraminnema, wait jäte seije, meije jure (d. h. o nein, alter Lehrer, ihr werdet wohl nicht mehr von hier fortkommen, ſondern werdet bei uns bleiben). Aber Aßmuth hoffte doch um ſeiner lieben, vielgeplagten Frau willen, die ſelbſt krank, ſtill und treu im Hauſe und in Dorpat das faſt Unmögliche leiſtete, daß er ſie noch werde zur Ruhe bringen können in's neue Haus, ehe ſie ihn zu ſeiner letzten Ruhe in's Grab legen werde. Und ſo geſchah es auch.

„Als ich in der vorigen Nacht nicht ſchlafen konnte und mein Leben voll Sünde von Jugend auf im Angeſicht des Todes und der Ewigkeit muſterte, da lag es mir centnerſchwer auf dem Herzen und meine Seele war tief verdunkelt. Was war das für eine Reihe von Greueln, die ſich vor meinem von der Ewigkeit beleuchteten Blick aufthat! — Aber da drang ein Vers wie ein Licht in meine Finſterniß herein: „Wenn mein Sünd mich kränken, o mein Herr Jeſu Chriſt, ſo laß mich wohl bedenken, wie du geſtorben biſt, und alle meine Sündenlaſt am Stamm des heiligen Kreuzes auf dich genommen haſt.“

Das ganze Lied welches ich las, war mir recht eine Fundgrube von Troſt und Erquickung. So ſchlägt und heilt mein großer Erzieher mich, ſeinen kranken Knecht. Er hält ein ſcharfes Examen mit mir. Aber er kann es doch nicht fehlen laſſen an ſeiner Gnade, dafür haben wir Brief und Siegel von ihm, der Iſrael erlöſen wird von ſeinen Sünden allen."

Im Januar 1853 hatte er das Colloquium mit ſeinem Nachfolger auf Anordnung des Generalſuperintendenten zu halten und das Protocoll darüber aufzunehmen. Er ſchreibt: „Dies gewährte mir herzliche Freude, da ich dabei meinen lieben Landeſen noch näher kennen lernte und mich von dem Ernſt und der Gewiſſenhaftigkeit überzeugte, womit er das heilige, ſchwere Pfarramt übernimmt. Es war mir unter Andrem auch lieb zu hören, daß er die Wichtigkeit der Hausgottesdienſte für's Chriſten- und Gemeindeleben erkennt, deshalb in ſeiner Gemeinde darauf dringen, und auch in ſeinem eignen Hauſe dem Herrn die Ehre geben will."

Im Februar ging der erſte Transport der Sachen nach Dorpat. Sein Schreibpult war dabei. Da gab es zu ſichten. „Viel Spreu unter den Papieren wie im Leben. — Geſtern gab ich meinen alten Freunden unter den eſthniſchen Gehülfen noch ein Abſchiedsmahl. Einige kamen an mein Bett und ich unterhielt mich mit ihnen. Zum Abſchied trat ich unter ſie, dankte ihnen für ihre Liebe und Dienſte, wobei doch manches Auge naß wurde."

„Am 8. Februar, Sonntag, hielt ich meinen Gottesdienſt auf dem Bette und erquickte mich an dem Vers:

Leiden iſt jetzt mein Geſchäfte,
Andres kann ich jetzt nicht thun
Als nur in dem Leiden ruh'n.
Leiden müſſen meine Kräfte,
Leiden iſt jetzt mein Gewinnſt;
Das iſt jetzt des Vaters Wille,
Den verehr' ich ſanft und ſtille;
Leiden iſt mein Gottesdienſt.“

Als ſeine Pauline nach Dorpat zog, um dort Alles einzurichten, laſen ſie Abends noch einmal zuſammen Gottes Wort in ihrem alten Torma, baten Gott um ſeinen Segen und Miteinzug in die neue Wohnung und „Gottes Verheißungen erquickten unſre Seele bei dieſem Wendepunkt unſres Lebens.“

Am 13. März 1853 introducirte er ſeinen Nachfolger. Seinem Schwiegerſohn Paſtor Hirſch hatte er die Introductionsrede übertragen. Er ſelbſt wollte hernach nur kurz Landeſen und die Gemeinde anreden. Aber — ſchreibt er — mein Herz ſtrömte über und erſt durch völlige Erſchöpfung wurde ich zum Schluß genöthigt. Mit Dank gegen die überſchwengliche Güte des Herrn und ermahnender Bitte an die Gemeinde ging ich die vier und dreißig Jahre meiner Amtsführung durch bis auf die neueſte Führung in Bezug auf Herrnhut, ſprach von der mir zunächſt daraus erwachſenen heilſamen Demüthigung und

berief mich auf den Tag, der Alles, was jetzt der Gemeinde in meinen letzten Zeugniſſen dunkel, unverſtändlich und ſchwer geweſen, klar machen werde. Es war eine ernſte, feierliche, mir unvergeßliche Stunde. Am Ende hoben mich die Leute in den Schlitten und brachten mich nach Hauſe."

Am Dienſtag darauf verließ er Torma, nachdem er dem Freunde noch die letzten Zeilen von dort geſchrieben hatte, fuhr langſam, mit Aufenthalt mehrerer Tage in Bartholomäi und Marien Magdalenen bei ſeinen Kindern, und ſchrieb am 7. April dem Freunde die erſten Zeilen aus Dorpat. Aber er kam nicht mehr zu Kräften. Am Pfingſtfeſt ließ er ſich in den Garten bringen. „Ich ſchaute auf die vier und dreißig Jahre zurück und den großen Pfingſtſegen, den der Herr geſchenkt hat.

Ich legte meine alte Gemeinde, alle Gemeinden und ſeine ganze in Knechtsgeſtalt und Niedrigkeit erſcheinende Kirche an ſein hoheprieſterliches Herz."

„Ich kann nichts mehr allein, mich nicht mehr an- und auskleiden, keinen Stuhl wegſchieben, mein Pult nicht mehr auf- und zumachen."

Dennoch verſuchte er es noch einmal, dem entfernten Freunde, der an der Lehre von der objectiven Bedeutung der Taufe noch Vieles fraglich fand, ſeinen Glauben auseinander zu ſetzen. Aber er vermochte es nicht mehr hinaus zu führen. Seine Taufe ſelbſt ſollte ſich nun vollenden!

Am 25. Juni schrieb er noch aus Dorpat: „Übermorgen ziehe ich auf's Land, zu meinen Kindern nach Marien. Da soll ich eine Erdbeerkur brauchen. Meine Pauline bleibt in Dorpat, den Bau am Hause zu beaufsichtigen. Der Herr erhalte sie mir und nach meinem Tode den Kindern!" (Siehe Anhang, III, Kirche, Vers 2).

Marien Magdalenen, den 5. Juli 1853. „Seit acht Tagen bin ich hier und suche meinen alten siechen Körper zu stärken. Bis jetzt ist es nicht gelungen. Alle Bedingungen dazu sind hier erfüllt, hier müßte es also gehen. Das wunderschöne Wetter dieses warmen Sommers erlaubt mir den ganzen Tag im bequemen Lehnstuhl auf der bedeckten Treppe des Hauses zuzubringen. Dazu die treue Pflege meiner Töchter Marie und Antonie, und dann die köstliche Stille. Hier hört man nur das Säuseln des Windes und das angenehme Gezwitscher der letzten Sänger im Garten. Aber ich bin eben zu schwach und jämmerlich geworden, es will nichts mehr anschlagen. Die Nächte muß ich oft ganz durchwachen und der wenige Schlaf ist nie erquickend. Auch gut — wenn der Herr nur ein stilles Herz gibt, so wird das schwerste Kreuz leicht, wenigstens erträglich. O wie viel Gutes habe ich im Leben genossen und wohl viel zu wenig dafür gedankt. Und wie viele verborgene Schäden will mir der Herr noch zeigen. Kurz, wohin ich sehe, habe ich zu loben und zu preisen und keine Ursache zu

klagen. Dazu ſchenkt mir aber der Herr noch das Beſte in der Betrachtung ſeines Wortes, wozu ich hier ſo viel Muße habe."

Den 11. Juli. Als ich in der vorigen Nacht wach lag, wurde mir klar, daß ich meine vieljährigen Leiden weniger der Treue im ſchweren Amte zuſchreiben darf, als meiner Sinnlichkeit, die mich verleitete, den Genuß ſelbſt erlaubter Dinge zu überſchreiten.

Es iſt freilich wahr, in Torma-Lohhuſu kann man ſich leicht zu Tode arbeiten und es gab eine Zeit, wo ich meine Kräfte überſchätzte und mir wohl an jedem Sonntag zu viel that. Aber der Sündendienſt hat doch wohl mehr Antheil an meinen jetzigen Leiden, als der Gottesdienſt. So bin ich denn immer auf des Herrn freie Gnade angewieſen und wäre ewig verloren, wenn ich Jeſum und ſein Verdienſt nicht hätte.

Mein hieſiger Aufenthalt iſt ein ländlich Stillleben. Ein Tag gleicht dem andern. Ich ſitze im Freien und hole mit meiner ſchwindſüchtigen Bruſt Athem in der herrlichen Sommerluft, leſe und plaudere mit meinen Kindern und befinde mich nach meiner Art wohl. Innerlich gibt's Zeiten der Verdunkelung, bis unſer heller Morgenſtern wieder hervorleuchtet. Meine Kinder aus Bartholomäi haben mich in dieſer Woche beſucht, auch Carlblom aus Koddafer mit ſeinem Schwager Buſch. Pauline ſchreibt fleißig. So gibt es zuweilen kleine Abwechslungen.

Sonntag, den neunzehnten Juli. „Heute habe ich einen recht schweren Tag. Ich mag ihn aber doch nicht hingehen lassen, ohne einige Zeilen an Dich zu schreiben. Die Engbrüstigkeit und Erschöpfung ist so groß, daß ich kaum aufrecht sitzen oder die Feder halten kann. Ach, alter Bruder, wie so lange, so lange! Ich sehe mit Sehnsucht meiner Erlösungsstunde entgegen. Das Leben ist wohl recht schwer und mühsam. Aber der Herr kommt noch nicht und will mich noch kleiner und ärmer machen. Aber endlich wird doch seine Stunde schlagen und er wird den elenden Knecht ausspannen aus diesem irdischen Joch und mir verhelfen zu meinem Erbtheil, das er mir mit seinem Blute erworben hat. Sonst kann ich Dir heute nicht mehr sagen. Vielleicht habe ich morgen oder übermorgen wieder einen leichtern Tag und theile Dir mit, wie ich die vergangene Woche verlebt habe."

Er konnte es nicht mehr. Das war das letzte Wort an den treu bis an's Ende geliebten Freund.

„Der Herr kam bald," schreibt Aßmuth's Witwe dem Freunde. „Sonntag schrieb er Ihnen seine obigen letzten Worte. Montag hatte sich ein starkes Fieber eingestellt. Aber er hatte dabei gehofft, daß es vorüber gehe und er bald nach Dorpat zurückkehren könne. Auch wollte er mich nicht abholen lassen, da ihm meine Anwesenheit in Dorpat nöthig schien. Mittwoch Vormittag, als unsere Kinder ihn verändert fanden, auch die Sprache undeutlich wurde, schickten sie nach mir. Als ich am Abend

ankam und vor sein Bett trat, streckte er mir seine Arme entgegen und drückte mich noch einmal an sein liebes, treues Herz. Darauf sagte er: Ich bin sehr müde und schläfrig. Morgen wollen wir sprechen. Die Nacht war ruhig, so wie der Husten überhaupt in den letzten Tagen gewichen war. Donnerstag, gleich als er die Augen aufschlug und mich an seinem Bette sitzen sah, versuchte er noch einmal zu lächeln und sagte: Ich habe Dir so viel zu sagen, weiß nur nicht, wo ich anfangen soll. Die Zunge ist so müde, der Kopf so benommen. Am Abend ist es gewöhnlich besser, dann will ich mehr sprechen, dann wird Woldemar (sein Schwiegersohn) uns auch das Abendmahl reichen. Woldemar kam bald darauf und fragte, ob wir es nicht lieber gleich nehmen sollten. Aber Aßmuth blieb dabei, es am Abend zu nehmen. Einmal sagte er: Das war ein harter Krankheitsanfall, Du glaubst doch auch, daß ich nicht wieder davon aufkomme. Ich kann auch nicht mehr hier leben mit dieser Qual. Bittet nur, daß ich bald erlöset werde. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. — Meistens lag er in halbem Schlaf und sprach nur wenig. Mittags ließ er sich noch einige Theelöffel voll Erdbeeren geben, legte sich dann selbst auf die Seite, um zu schlafen. Wir gingen zum Mittagsessen. Bald aber rief Elli, die beim Vater geblieben war, uns an das Krankenbett, da der Athem sehr unterbrochen war. Die Augen waren geschlossen und wir erkannten gleich, daß seine Bitte er-

füllt war. Da erinnerten wir uns seines Wunsches und sangen mit gebrochener Stimme: Christus der ist mein Leben ꝛc. Bald sank die liebe Hand, die den müden Kopf stützte, und mein alter Herzens-Aßmuth' war von uns genommen."

Er starb am 23. Juli 1853, 61 Jahr alt. Von Marien wurde seine Hülle am 27. nach Torma gebracht. Pastor Landesen, mit einem Theile der Gemeinde, kam dem Leichenzug entgegen und unter Gesang ward der Sarg in die Kirche getragen. Am 31. Juli fand die Beerdigung statt. Viele waren versammelt. Pastor Landesen hielt die esthnische Leichenpredigt über 2 Tim. 4, 7 und 8. Nach einem kurzen Gesange sprach dann Universitätsprediger Dr. Christiani deutsch über Hebr. 4, 9. in Verbindung mit Jes. 26, 20., welcher letztere Spruch besonders auf die Witwe angewendet wurde. Die Schlußliturgie verwaltete Pastor Mickwitz. Hierauf ward der Sarg auf den Kirchhof gebracht und in's Grab gesenkt, worauf Consistorialrath Dr. von Jannau nach einer deutschen Rede die Beerdigung vollzog und Pastor Hirsch mit Bezugnahme auf Joh. 5, 11 und 12. ein esthnisches Dankgebet sprach. Den Schluß der Feier machte am Grabeshügel ein Nachruf in deutscher Sprache von Pastor Ackermann von Eecks.

„Mehr wie viele andere Gräber" — schreibt Aßmuth's Schwiegersohn, Pastor Hirsch — „hat dieses Grab uns an den offenen Himmel erinnert."

Auf dem Kirchhof zu Torma ſteht eine dreiäſtige Ulme. Vor der ſtand an einem ſchönen Sommertage mehrere Jahre vor dem Zuletzterzählten Aßmuth mit einem Freunde am Grabe ſeiner Auguſte: „Sieh',“ ſprach er, „hier will ich ruhen. Dieſer Baum mag ein Bild ſein von mir und meiner Auguſte und Pauline.“ So iſt es geſchehen. Dort wartet ſein Staub. Der andere Bau, den Gott ſchon erbauet hat nach dem Bilde Chriſti, lebt und kennt keinen Tod mehr!

Anhang.

I. Zum ersten Lebensabschnitt.

Natur[1].

Es war am Tag des Herrn.
Die „Kirchenleute“ sind schon heimgezogen
Gleichwie die Vöglein die zum Nest geflogen.
Die Kirche schimmert durch der Linden Pracht,
Ruht — vom Naturschmuck farbig überdacht.
Der Thurm wohl zeigt bedeutsam in die Höh'
Und mahnet ernst und winkt: „Ersteh', ersteh'!“
Doch kaum noch regt sich höhern Lebens Keim,
Natur nur ruft und lockt: „Komm' heim, komm' heim!“

Denn nah und traulich steht
Des Hauses freundlich heimathlich Gemäuer,
Und drinnen waltet zu des Tages Feier
Der ersten jugendlichen Ehe Glück,
Der Liebe Gruß in Wort und That und Blick!
Doch sieh'! am Abendhimmel zieht herauf
Bei Sonnenglanz Gewölk in raschem Lauf.
„Weißt Du's noch, Freund, wie wir uns da gebückt
„Und in dem Garten Veilchen abgepflückt?“

„Ach sieh', ach sieh' des Himmels große Pracht,
„Und wie die Sonn' den Regen glänzend macht,
„So hab' ich nie den Himmel noch gesehn.
„Natur, Natur, wie bist Du doch so schön!“

---

[1] S. oben S. 110.

II. Zum zweiten Lebensabſchnitt.

Gnade[1].

Es war ein Tag des Herrn!
Schau' wie die Schaaren in den Kirchenbänken
Gehör und Blicke nach der Kanzel lenken!
Und wie auf ihr der fleiß'ge Säemann ſteht,
Und Jeſu Lieb' in „Sünderherzen“ ſäet.
Die Liebe wirkt! Doch das Gefäß iſt ſchwach,
Ein Blutſtrom quillt ihm aus dem Munde jach!
Es fließe hin. — Nun erſt iſt's rechte Zeit
Zu rühmen Den im blutbeſprengten Kleid!

Und in dem Haus iſt Leid!
Krankheit und Tod und viele, viele Thränen
Und Tag und Nacht des müden Herzens Sehnen.
Und des Geſchickes wechſelvoller Lauf
Reißt Vieles nieder und baut Vieles auf.
Die Wetter leuchten, Regen ſtrömt herab
Und Veilchen blüh'n um manches liebe Grab.
Da hat der Knecht des Herrn ſich tief gebückt
Und Jeſu Kreuz ſich in das Herz gedrückt.

„Ach ſieh' der Erde Sünd' und großes Leid
„Von Jeſu doch getilget und geweiht.
„D'rum mögen Erd' und Himmel untergeh'n
„Nur Jeſu Gnade, Gnade ſoll beſteh'n!“

[1] S. oben S. 62.

III. Zum dritten Lebensabschnitt überhaupt.

Kirche[1].

Es ist der Tag des Herrn!
Und Zion's Bau, „der Herr und die Gemeinde,“
Daß Eine Taufe und Ein Glaub' sie eine,
Und sakramentlich Christi Bund besteht,
Das ist des Alten Predigt und Gebet.
Ja was der Luther that der Kirche kund,
Das kündet treu des Lutheraners Mund.
Ob Secten zürnen und die Schwärmer schrei'n,
Die alte Kirche wird wohl stärker sein!

Doch vor des Hauses Thür
Da weilt der kranke Knecht und seine Lieben.
Des Sommers Sänger die noch nachgeblieben
Sie zwitschern nah ihr letztes Wiegenlied!
Der alte Knecht des Herrn ist todesmüd'.
Und linde Luft und warmer Sonnenschein
Er athmet sie mit Schmerzenszügen ein.
Der Seinen Lieb' und seines Herren Wort
Ist seine Freude doch, sein starker Hort.

„Ach sieh', das Haupt sinkt in die schwache Hand!
„Es ist der Ruf in unsrer Hoffnung Land“
Sie sangen ihm der Kirche Sterbelied,
Da von der Erd' er in den Himmel schied.

---

[1] S. oben S. 231 u. 235.

IV.

Die letzten Dinge[1].

Der Ulme Grün
Iſt nun des Grabes Dach.
Der Liebe Müh'n
Ruft auch den Todten wach.
Ja warte, warte:
Wenn Zion's Bau zu groß der alten Erde,
Dann ruft der Herr: „Vergeh',“ und wieder: „Werde!“
Dann ſchaut der Knecht die neue Schöpfung gern
An jenem großen, ew'gen Tag des Herrn[2].
„Dann, Jugendfreund, dann werden wir erſt ſeh'n,
„Wie doch der Himmel und die Erd' ſo ſchön!“

[1] S. oben S. 236.

[2] S. oben S. 110 die Worte: „Selten habe ich den Himmel ſo ſchön geſehen.“

Druckfehler.

Seite 92, Zeile 10 und 11 von unten lies: „chriſtliche Durchbildung“, ſtatt: „chriſtliche, durch Bildung“.
„ 131, „ 13 von oben lies: „dem gottgefälligen Weiterpilger“, ſtatt: „den gottgefälligen Winterpilgern“.

Gotha. — Stollbergſche Buchdruckerei.